Die Mennonitische Rundschau

1877 — Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist. — 1939

62. Jahrgang. Winnipeg, Man., den 1. Februar 1939. Nummer 5.

Nicht Angst.

Mel: Ich habe nun den Grund. . . .

Mir ist nicht angst in Jesu Wunden,
Selbst in dem größten Kampfgewühl,
Noch in den altertrübsten Stunden,
In den es oft so heiß und schwül;
Bei Jesum ruht man selig aus,
Selbst in dem größten Kampfgebraus'.

Mir ist nicht angst in Jesu Wunden,
Ob man mich darum auch verschmäht,
Und ob ich keinen Freund gefunden,
Der treu an meiner Seite steht,
Mein Jesus gehet Schritt für Schritt,
Mit mir im Tränentale mit.

Mir ist nicht angst in Jesu Wunden,
Wenn ich den Tod vor Augen seh',
Und wenn ich glücklich überwunden,
Nach Haus', zum lieben Heiland geh',
Und Droben, am kristall'nen Meer,
Ist keine Angst mehr um uns her.

J. P. F.
Long Beach, Calif.

Das vierte Siegel.

Offbg. Joh. 6, 7—8.

„Und da es das vierte Siegel auftat, hörte ich die Stimme des vierten Tieres sagen: Komm! Und ich sah, und siehe, ein fahles Pferd; und der darauf saß, des Name hieß Tod, und die Hölle (genau Totenreich), folgte ihm nach. Und ihnen ward Macht gegeben zu töten den vierten Teil auf der Erde mit dem Schwert und Hunger und mit dem Tod und durch die Tiere auf Erden." (Luthers Uebersetzung). Etliche andere haben so übersetzt: „Und als es das vierte Siegel öffnete, hörte ich die Stimme des vierten lebendigen Wesens sagen: Komm! Und ich sah, und siehe, ein fahles Pferd, und der darauf saß, dessen Name ist der Tod; und das Totenreich folgte ihm nach, und ihnen ward Macht gegeben über den vierten Teil der Erde, zu töten mit dem Schwerte und mit Hunger und mit Sterben und durch die wilden Tiere der Erde."

Weizsäcker hat anstatt fahles, gelbes Pferd übersetzt. Wir finden in dem vierten Siegel einen großen Unterschied in der Uebersetzung. Nach Luthers Uebersetzung muß man verstehen, daß dem, der auf dem Pferde sitzt, Macht gegeben ward zu töten den vierten Teil auf der Erde. Wogegen andere so zu verstehen sind: „dem, der auf dem gelben Pferde sitzt, ward Macht gegeben, d. h. zu regieren, über das vierte Teil der Erde." Und dieses vierte Teil der Erde wird dann getötet mit dem Schwert und mit Hunger und mit Sterben und durch die wilden Tiere der Erde.

Die erste Anwendung des vierten Siegels: da da gesagt ist, daß dem, der auf das Pferd sitzt, gegeben ward zu regieren über das vierte Teil des Erdballes. Und es schien, als könnte es Rußland sein weil durch den Kommunismus viele durchs Schwert getötet werden, viele sterben durch Hunger usw. Da Rußland aber nicht das vierte Teil der Erde ausmacht, so könnte man China mit einreihen, denn wie es schien, würde es auch eine Kommunistische Regierung bekommen, und. so könnte Rußland und China zusammen den vierten Teil der Erde ausmachen. Die Weltpolitik jedoch zeigt, daß es so nicht kommen wird.

Eine Erklärung will man in dem heutigen Geschehen in Asien finden. Es steht geschrieben: „Ich sah, u. siehe ein gelbes Pferd." Dies gelbe Pferd stellt die gelbe Rasse in Asien dar. Japan fängt an, in Asien das vierte Siegel zu erfüllen. Japan will haben, daß in Asien ein anderes System, eine bessere Regierung, sein soll. Japan gedenkt mit China zusammen eine neue Regierung für China einzusetzen. Es wird auch fest geglaubt, daß Japan in Sibirien nächstens ein Gebiet einnehmen wird. So kann China, Japan, Indien, Sibirien usw. das vierte Teil der Erde ausmachen. In Asien werden jetzt Könige eingesetzt werden, wovon die Bibel sagt: „den Königen vom Aufgang der Sonne." Offbg. Joh. 16, 12. Stimmt daß, dann erfüllt sich das vierte Siegel in der gegenwärtigen Zeit und das nur in Asien. Daß es dabei nicht ohne Töten durchs Schwert abgehen wird, ist verständlich und auch durch Hunger werden viele sterben, ebenfalls durch wilde Tiere.

Im zweiten Siegel ist ja gesagt: „Ein anderes Pferd, das war rot; und dem, der darauf saß, ward gegeben den Frieden zu nehmen von der Erde, und das sie sich untereinander erwürgten; und ihm ward ein großes Schwert gegeben." Offb. Joh. 6, 4.

Dies zweite Siegel wird so erklärt: „Das Pferd war rot." Rot ist Blut vergießen gemeint. Das große Schwert ist der große Krieg 1914—1918. Dieser Krieg hat den Frieden von der Erde genommen. Das können wir heute sehen, es ist kein Friede unter den Völkern, obzwar viel gesprochen wird von Friedensverhandlungen. Es wird übrigens nur dann erst Friede geben, wenn der Herr Jesus kommt und den Satan binden wird für tausend Jahre. Das wird dann das tausendjährige Friedensreich sein.

Demnach nahm das zweite Siegel im Jahre 1914 seinen Anfang. Das erste Siegel (Offb. Joh. 6, 2), spricht von einem Bogen, u. der, der auf dem weißen Pferd saß, ward eine Krone gegeben.

Bogen bedeuten Kriegsgewehre, eine Krone erhält ein Herrscher. Sollte es Personen bezeichnen, die über die ganze Welt herrschen wollen. Es steht ja auch geschrieben, der auf dem weißen Pferde saß, zog aus sieghaft, und daß er siegte. So geht alles in Erfüllung.

Ich glaube, die sieben Siegeln, die sieben Posaunen, die sieben Donner und die sieben Schalen des Zorn Gottes erfüllen sich am Ende des heutigen Zeitalters. Dan. 12, 9.

P. H. Wiebe.

Buhler, Kansas.

Als Erste, für diese Umgebung, die ihren Pilgerstab niederlegen mußte, in dem eben angetretenen Jahr 1939, ist wohl die Frau des Jakob Nickel. Sie verschied am 9. Januar infolge von Lungenentzündung im Alter von 84 Jahren, 1 Monat und 22 Tage. In der Ehe gelebt so an 56 Jahren mit dem sie überlebenden Gatten. Ihre Eltern waren Heinr. Berg, die in Paraguay wohnten, wo sie geboren wurde. Mit 13 Jahren mußte sie bereits in Dienst treten. Als sie 16 Jahre alt war, wurde der plötzliche Tod eines Jünglings bei ihren Brotherren, der ohne Hoffnung und Gebet aus diesem Leben schied, Veranlassung ihrer Bekehrung. Prediger Bernhard Harder war ihr eine große Hilfe in ihren innern Anfechtungen und Kämpfen. 1876 wurde sie von Aeltesten Jakob Richert getauft und Glied der M. B. Gemeinde, das sie bis an ihr Ende geblieben. 1879 kam sie mit ihren Eltern nach Amerika und 1882 reichte sie Jak. Nickel die Hand zum ehelichen Bunde. Der Herr segnete die Arbeit ihrer Hände, daß sie hier in Buhler ein sorgenfreies Leben genießen konnten und allen gottesdienstlichen Uebungen beiwohnen durften, indem die M. B. Kirche ja nur ein paar Block entfernt war von ihrem Heim.

Hier im Städtchen geht alles seinen gewohnten, ungestörten Gang. Die beiden mennonitischen Kirchen sollen für das geistliche Wohlergehen der Bewohner in und um Buhler sorgen. Jeden Sonntag wird in der S. S. das Wort Gottes in den verschiedenen Klassen verhandelt. Wie viel hängt da aber von der persönlichen Stellung des Lehrers ab, wie wirkungsvoll es geschieht. Lauter und eindringlich wird das Evangelium in beiden Kirchen den Hörern dargeboten. Die Aufnahme wird leider auch heute wohl dieselbe sein. wie sie uns vom Herrn Jesus nach Matth. 13 geschildert wird. Eine zunehmende Verweltlichung legt beredtes Zeugnis davon ab. daß nicht aller Same auf guten. wohl zubereiteten Herzensboden fällt.

Hier sind mehrere schwer krank. Schwager P. P Schmidt liegt seit Jahr und Tag hilflos darnieder und harrt sehnsuchtsvoll der Auflösung. Geduldig und mit Ergebung trägt er seine Krankheit. Gott sei Dank, er hat dabei keine Schmerzen und kann meistens gut schlafen. Dann ist David Schröder ein Großsohn von David Schröder, Elisabethal — auf der Krankenliste. Menschlich besehen ist wohl nicht viel Hoffnung auf Genesung. Ferner wäre noch Kornelius P. Fröse zu erwähnen. Sein Vater war Schullehrer in Elisabethal. Er leidet am Unterleib, zudem auch an Astma. Auf die eine oder andre Weise versucht der Herr die Menschen zu sich zu ziehen. Wer wird der Nöchste sein? Vielleicht jemand von dem es am allerwenigsten erwartet wurde. Der Herr ist nahe!

Mit Gruß

C. H. Friesen.

Ein Herz und eine Seele.

„Die Menge der Gläubigen aber war ein Herz und eine Seele; und auch nicht Einer sagte, das etwas von seinen Gütern ihm eigen wäre, sondern es war ihnen alles gemeinsam."

Ein Herz und eine Seele, — ob es so was schon hier auf Erden geben kann? Und alle Güter gemeinsam für Gott und den Nächsten? Müßte das nicht ein wonniges Paradis sein, mit himmlischer Eintracht und sor-

genfreiem Leben Dürfen denn auch wir uns zu dieser „Menge der Gläubigen zählen?" Geht es uns nicht viel mehr so wie dem Ananias, indem wir den Heiligen Geist belügen und den größten Teil von dem Erlös des Gutes, für uns entwenden? Und sind nicht auch wir „überein" gekommen mit Weib und mit Kindern, uns in dieser Lüge zu unterstützen? Als begnadigte Sünder nennen auch wir uns gläubig, aber ein Herz und eine Seele sind wir sehr lange nicht, und was die irdischen Gütern anbelangt, so sind wir den Heiden nichts voraus. . . . Wenn ich im Nachstehendem, über den oben angeführten Vers, einige Bemerkungen machen werde, so bitte nicht vergessen zu wollen, daß ich ein fehlervoller Laie bin, der sich ganz unten am Boden befindet, wo gewöhnlich nur das Schlechte aufbewahrt wird. Meine Warte dürften dann auch nur von diesem Standpunkte aus betrachtet werden, denn ich kann es mir nicht anmaßen zu urteilen über das, was oben ist wo ich nicht bin, darum spreche ich von dem, was unten ist und wo ich selbst zu Hause bin.

Schon Jahrelang versuchen wir nachzuweisen wer wir sind, vergessen aber ein Leben zu leben, daß dem Beobachter deutlich sagt, was wir sind. Und was sind wir denn anders, als nicht Streitsüchtige Mennoniten, die sich auf Grund ihres Glaubens, nur zu gerne wehrlos nennen. Mir will es immer so scheinen, als ob bei der Berührung dieser Frage eine große Lücke ist: „Wehrlos auf geistigem Gebiet unter Christen in Friedenszeiten und, wehrlos auf irdischem Gebiet unter Nichtchristen in Kriegesnöten." Eine ausschlaggebende Antwort hierüber muß von oben kommen, ich kann nur Andeutungen machen wie es unten steht: als Christen flehten wir zu Gott um Rettung unserer Kinder und unseres Glaubens. Der Herr erhörte unser Gebet und wir wurden gerettet. Jetzt aber ärgern wir uns und nehmen Anstoß, wenn von dieser Rettung gesprochen wird und wagt es jemand zu behaupten, daß wir allgemein verpflichtet sind, so wird er durch persönliche Angriffe gewaltsam zum Schweigen gezwungen und aus Abend und Morgen entstand die erste Wunde. Das uns anvertraute Reisegeld versprochen wir nach Möglichkeit zurückzuzahlen, haben aber 15 lange Jahre eigennützig damit gewuchert und es für uns behalten, anstatt dem Eigentümer zu geben. Und aus Vertrauen und Mißbrauch entstand die zweite Wunde. In vielen Häusern darf grundsätzlich nicht von der Reiseschuld gesprochen werden und nämlich aus Gründen, die der Tatsache widersprechen, das bis dato noch nichts gezahlt worden ist. Trotzdem wird in diesen Häusern aber ernstlich um die Bekehrung anderer gebetet, auch der Kirchengang wird mit großer Pünktlichkeit gepflegt und wenn auch mit Unkosten verbunden, um nur den Schein zu wahren, daß wir Christen sind, auch wenn Seelenheil und Familienglück darunter zu Grunde gehen. Nur nichts nachreden lassen! ! Mit dem lieben Gott werden wir später schon fertig werden: Er ist ja gnädig und barmherzig und von großer Güte. Hiermit aber verheimlichen wir Schulden und Missetaten, die uns einer Abgötterei anklagen würden, falls sie zum Vorschein kommen sollten, doch lieber verdeckt und geborgen, als entdeckt und leiden. Und aus Wahrheit und Schein ward die dritte Wunde. Kann wenigstens im Gemeindeleben von uns gesagt werden: "Die Menge der Gläubigen war Ein Herz und Eine Seele?" Leider nicht! Denn Zerrissenheit, Streit und Zank sind geistige Störungen beim Aufbau der Gemeinde. Aber auch diese Quellen nehmen ihren Ursprung in den untersten Regionen und schlingeln sich unermüdlich vorwärts, nach oben. Wenn das herrschsüchtige "Ich" so eines Strebens auf Widerstand stoßt, so ist die Gemeindeleitung die Wurzel alles Uebels und eine notwendige Reformation wird energisch verlangt, um oben neue Ordnung zu schaffen, damit unten alles beim alten bleiben kann. Warum auch nicht? Selig sterben wollen wir ja alle und wenn wir uns durch Wissenschaft und Erinnerung in den Himmel hineinstudieren könnten, so wäre uns die Erlösung sicher, auch ohne den dornigen Weg über Golgata, wohin sich der ungelehrte Prediger nicht für uns schicken lassen will. Ich bin gewiß kein Zurückgebliebener, der hartköpfig an das Alte hängt, auch bin ich in keinem Falle gegen die Wissenschaft auf geistigem Gebiet, denn Bildung ist immer ein Vorteil, vorausgesetzt, daß wir diesen Schatz richtig verstehen anzuwenden. Ob es aber eine gelehrte und ungelehrte Liebe gibt, das bezweifle ich, denn wer reines Herzens ist, der wird wenig danach fragen, wie sein Prediger sagt: "Jesus liebt dich, oder Jesus liebt dir", sondern er wird es so verstehen, daß Jesus auch sein, des Zuhörers, Heiland ist. Und für den Sünder, hier spreche ich von meiner großen Wenigkeit, den nach lebendigem Wasser dürstet, ist nicht das goldene Gefäß maßgebend, sondern die Reinheit des Wassers und wenn's auch nur aus einem steinernen Topfe kommt. Wer Frieden im eigenen Herzen hat und in Eintracht mit seiner Familie lebt, der ist auch ein gesundes Mitglied der Gemeinde und nur fürbittend wird des Predigers gedacht werden. Zerstören und Aufbauen haben niemals Raum in einem Herzen und wer das eine in sich trägt und für das andere kämpfet, der betrüget sich selbst, denn es gibt nur einen Weg der in den Himmel führt und ob mir dieser Weg mit einem Hirtenstabe gezeigt wird, oder ob ein Professor ihn theologisch vor mir auslegt, ist weniger wichtig, denn die Richtung des Weges und der Glaube des Wanderers sind es, die zu mZiele führen und nichts Menschliches wird diese Wahrheit ersetzen, weder heute, noch morgen, noch nach tausend Jahren. „Ein Herz und eine Seele" — wie wohl das klingt! Ob sich wohl jemand an harmonische Eintracht stoßen kann? Und aus Alt und Neu ward die vierte Wunde. „Auch nicht einer sagte, daß etwas von seinen Gütern ihm eigen wäre." Sind die Gläubigen damals soviel besser gewesen, daß es sowas geben konnte? Oder sind wir Gläubige von Heute so viel schlechter geworden, daß wir es jenen nicht nachtun können? Ist es überhaupt möglich, daß Gläubige entweder schlechter, oder besser sind? Wenn nein, dann müßten wir doch alle ein Herz und eine Seele sein und das sind wir aber nicht. Wenn ja, dann sind wir eben keine Gläubige und gerade das behaupten wir sein zu wollen. Und aus Glauben und Unglauben ward die fünfte Wunde. — Sind wir noch immer wehrlose Mennoniten, bei denen unten alles in Ordnung ist, und die auf Grund ihres Glaubens Schulden bezahlen? Können Wunden geschlagen werden, ohne den Gebrauch gewisser Waffen? Und wo ist die Gefahr größer: auf dem feindlichen Schlachtfelde, wo Körper getötet werden, oder zu Hause, wo Seelen sich bekämpfen? Daß ich mich hier festgelaufen habe und am Ende bin, darf niemanden wundern, denn es ist mein Prinzip, die Konsequenzen meiner Schwachheit einzugestehen, ohne andere dafür verantwortlich zu machen. Wenn Außerwählte und dazu Berufene, mehr Licht in diese finstere Tiefe senden wollten, so dürfte noch vieles vorgebeugt werden! Ich kann in meiner Unvollkommenheit nur das eine mit Bestimmtheit sagen: „Nicht an unserem Wollen und Laufen liegt es, sondern an Gottes Erbarmen!"

John J. Wall
Bank End, Sask.

Bekanntmachung.

Die Whitewater Mennoniten Gemeinde gedenkt den 19. und 20. Februar in Whitewater eine Bibelbesprechung abzuhalten.

Thema: Abschiedsreden Jesu nach Ev. Johannes 14 und 15. Anschließend daran, den 21. und 22. Februar die Zusammenkunft der Prediger Brüder derselben Gemeinde.

Um Teilnahme bittend
G. G. Neufeld.

Herbert, Sask.

Programm für die Studentenvereinigung abzuhalten am 17. Februar 1939.

Vormittags beginnend 9.30 bis 11.30.

1. Lied von der Bibelschule.
2. Gebetstunde, gel. von Br. W. Rempel.
3. Doppelquartett, von Br. J. Voth.
4. Musik geleitet von Ed. Lautermilch.
5. Bekenntnisstunde gel. von Br. John Neufeld.
6. Doppelquartett gel. von Br. Jacob Dyck.
7. Thema, Freiwilliges von Br. Abr. Koop.
8. Quartett, gel. von Br. John Martens.
9. Lied von der Schule.
10. Schluß der Vormittagsverf. von Br. Franz Peters.

Nachmittagssitzung.

Thema nach Apostelg. 4, 33: „Und war große Gnade bei Ihnen allen."

1. Einleitung von Br. Peter S. Tießen.
2. Quartett, gel. von Br. John Fast.
3. Gedicht, von Schw. Mary Koop.
4. Musik, von Br. Ed. Lautermilch.
5. Lied, gel. von Schw. Mary Görtzen.
6. Gedicht von Schw. Anny Töws.
7. Lied, gel. von Br. Jacob Töws.
8. Thema, Verhandelt von Br. Frank Dyck.
9. Männergesang von der Bibelschule.
10. Gedicht von Br. David Quiring, Herbert.
11. Lied, gel. von Schw. Clara Prieb.
12. Bemerkungen vom Directorium.
13. Bibelschullied, geleitet von Br. Isaak Epp. (Lehrer)
14. Schluß von Lehrer H. Regehr.

Alle gegenwärtigen und ausgetretenen Studenten sind hiermit herzlich eingeladen, an diese Feier Teil zunehmen.

Das Programmkomitee.
(Der Zionsbote möchte kopieren.)

Abbotsford, B. C.

Es kommt oft in Berichten in der Rundschau vor, daß unsere Gemeinden als Süd und Nord Abbotsford genannt werden, weshalb nicht Süd oder Nord Gemeinde bei Abbotsford, denn beide Gemeinden sind etliche Meilen ab von Abbotsford. Es ist peinlich wenn man Post erhält und selbige nach Nord Abbotsford adressiert ist.

Im vergangenen Jahre sind hier aus unserer Mitte 5 Personen, alle zu den Alten zählenden, ins Jenseit abgerufen worden. Alle 5 wurden in Abbotsford von einem englischen Prediger bestattet obzwar wir hier drei Gemeinden auf unserer Ansiedlung, auf einem Flächenraum von 16 Quadrat Meilen sind.

Der Sommer war hier sehr trokken, viele Brunnen wurden leer.

Beim Schreiber dieses wurde im Herbst ein Brunnen gegraben 50 Fuß tief, der Regen hinderte, sodaß am letzten Tage nur bis Mittag gegraben wurde ohne Aussicht auf Wasser, und am nächsten Morgen war anderthalb Fuß Wasser, es war am 26. Okt., und am 18. November war schon 36½ Fuß tief Wasser.

Der Winter hat sich etwas früh eingefunden, oder richtiger der Schnee. Den 25. Dez. morgens war etwas Frost und abends Regen. Den 26. schneite es sehr und am 27. morgens war 14 Zoll Schnee. Frost und Regen machte die Wege beinahe unfahrbar. Wir sind nur eine gute halbe Meile ab vom Hochwege und doch ist es beschwerlich bei solchem Wetter Futter zu bekommen, denn unsere Ansiedlung braucht viel Futtergetreide.

J. W. Rempel.

McCreary, Man.

Werter Editor!

Weil Briefe von Rußland, zur

Seltenheit geworden sind, in unserem Lande, möchte es manchen interessieren, etwas von drüben zu erfahren, zumal die, die den Schreiber desselben kennen oder auch nur die Gegend woher dieser Brief kommt.

Der Brief kommt aus dem Dorfe Katerinowka, Station Boshedarowka, Kreis Dnepropetrowsk, von Gerhard G. Wiebe.

Liebe Kinder! den 8. Nov. 1938.

Zuerst bitte ich um Entschuldigung, daß ich solange nicht geschrieben habe. Gesund sind wir, Gott sei Dank, noch so ziemlich und wünschen auch Euch allen eine schöne Gesundheit. Daß Onkel Gerhard Sawatzky gestorben ist, werdet ihr wohl wissen, nicht wahr? Er starb den 30. August an der alten Krankheit, Magendrükken. Ich war im Sommer bei ihnen zu Gast, als ich wegging, sagte er, „mal wieder kommen." Ich sagte: „Jetzt wird von Euch erst Mal jemand hinkommen." So war es auch, 2½ Monate später bekamen wir einen Brief mit Bild, wo er im Sarge lag und die Seinigen ringsum standen. Das waren unerwartete Gäste. Ja, wer weiß, mit einem Mal ist die Reihe an mir. Sehr gesund fühle ich mich auch nicht. Eure Briefe, Mariechen, haben wir alle erhalten, deswegen schreibt nur. Jacob, schreib doch etwas von deinem Auge, ist es besser geworden? Bei Gerhards haben sie eine kleine Anna im März. Ich arbeite auch noch immer ein wenig, es geht nur langsam, denn ich kann nicht lange auf einem Bein stehen, dasselbe ist abends immer geschwollen. Das hölzerne Bein ist ja nur so viel wie ein Notnagel, aber auch nicht weniger. Habe mir in diesem Sommer einen Stock Bienen gekauft für 40 Rubel. Im Frühling kaufe ich vielleicht noch einen, dann kommt Honig essen. Ja auf der Photographie ähneln sich noch alle, nur Julius Block ist viel älter geworden. Euer Heinie ist bald groß? Ei von Heinrich Block, Dundurn, wißt Ihr was, ob er noch lebt?

Die Ernte war in diesem Jahr gut. Wir essen nur Weizenbrot, nach Roggenbrot fassen wir nicht. Es hat bis jetzt viel geregnet, so daß das Wintergetreide sehr hüpsch aussieht.

Seid noch alle im Geiste geküßt von Eurem Vater und Geschwistern.

Fortsetzung des obigen Briefes.

Den 15. Dezember 1938.

Der Brief könnte schon bei Euch sein, aber er kam zurück, es sollte ein weißes Couvert sein. Zur Oktoberfeier erhielten wir über drei Kilo Fleisch, sechs Kilo Sonnenblumenöl, sollen noch mehr bekommen. Unser Schwein wollen wir auch bald schlachten, haben auch ein kleines Winterschwein. Zeuch haben wir uns auch schon etwas gekauft. Lena will für mich eine neue Wattendecke machen. Morgen soll noch mehr Zeuch ankommen. Die Eier kosten 5 Rubel das Zentel. Ja ich war nach Chortitza und Gnadenthal per Bahn gefahren, wollte dort eine Kuh kaufen, aber da waren keine zu haben.

Bernhard P. Neufeld ist auch nicht sehr gesund, hat sich schon einmal am Magen operieren lassen. In Liebe, derselbe.

Eingesandt von den Kindern.
J. und M. Penner.

(Steinbach Post möchte kopieren.)

Nackte Wirklichkeit

Von J. J. Kroeker.

(Fortsetzung anst. Schluß.)

Aus den vielen verschiedenen Diskussionen, welche in letzter Zeit über unsere Wehrlosigkeit an die Oeffentlichkeit gelangen, geht zu deutlich hervor, daß wir alle so gerne von den Zinsen eines Kapitals leben möchten, welches unsere Väter angelegt haben. Wehrlosigkeit bedeutet sehr, sehr viel mehr, als eine bloße Nichtbeteiligung am Kriege und am Militärdienst. Sie greift voll und ganz in unser soziales und wirtschaftliches Leben hinein, **denn man braucht nicht unbedingt Flinte und Säbel zum Töten.** Wenn wir, als Gemeinde, einen Bruder in solcher Notlage belassen, daß dieser schließlich der Schwindsucht oder einer anderen schleichenden Krankheit zum Opfer fällt, dann haben wir schon das Prinzip unserer Wehrlosigkeit gebrochen. Wir haben uns dann sehr dagegen gewehrt, die uns von Christus anbefohlene Nächstenliebe zu betätigen und wir haben unsern Bruder, durch unser Versagen in der Nachfolge Christi, getötet. Wenn wir einmal die Frage der Wehrlosigkeit von dieser Seite anfassen, dann werden alle aufrichtigen Glieder unserer Gemeinschaft sehr bald einsehen, daß wir bei all unserem Streben nach einer Aufrechterhaltung unseres Glaubensprinzips doch recht viel Menschenleben auf dem Gewissen haben. Wir haben sie nicht hingemordet, aber wir haben sie durch unsere Gleichgültigkeit getötet. Unser Ichkrampf hat uns dazu getrieben, das größte Gebot Christi als nebensächlich zu behandeln. Und Christi Wort heißt: „Du sollst nicht töten," genau, wie es in den 10 Geboten eingetragen ist. Die Ausdehnung dieses Gebotes auf das Schwerttragen ist lediglich eine Instruktion, welche den gläubigen Christen gegeben ist, **welchen Christus selbst eine dahingehende Erkenntnis zuteil werden läßt.** Eine Einführung der Wehrlosigkeit für ganze Völker oder für die ganze Welt, ohne daß alle Menschen eine persönliche Wiedergeburt erleben, hilft der Sache des Reiches Gottes genau so wenig, als eine angestrebte kommunistische Gleichmacherei ihr je helfen wird. Die Sünde wird nie durch die Wehrlosigkeit abgeschafft oder auch nur abgeschwächt werden und wenn der Mensch, aus sich selbst, je soweit kommen könnte, daß er alle Schwerter in Pflugscharen umschmiede, dann wird ihm die Sünde vollen Ersatz für die vernichteten Waffen reichen. Es gibt unzählige Arten, in welcher getötet wird und getötet werden kann.

Für diejenigen nun, welche so sehr an **die Beibehaltung** der äußeren Formen unserer Wehrlosigkeit glauben, habe ich noch einige besondere Gedanken: **Christus sagt, daß wir nicht Blut vergießen sollen. Er hat aber nie gesagt, daß wir uns von einer Hilfeleistung an unseren Mitmenschen zurückziehen dürfen. Im Gegenteil: Wer sein Leben erhalten will, wird es verlieren.** Das gilt vor allem dem geistlichem Leben, sowohl des Einzelnen, als auch der Gemeinden. **Wenn wir unseren Glauben an die Wehrlosigkeit dadurch erhalten wollen, daß wir uns für alle Zeiten und Verhältnisse an Formen ketten, welche von einer längst vergangenen Zeit geboren wurden, dann nehmen wir unserem Glauben jede lebensspendende Kraft.** Glaube kann sich nie durch Müßigkeit erhalten und da unser Glaube sich nicht in einer — vorher erwähnten — verkehrten Ordnung auf dem Missionsfelde bewegen darf, **müssen wir uns von Gott Wege zeigen lassen, welche wir gehen können, ohne daß wir dabei unserer Erkenntnis untreu werden.**

Von Jahr zu Jahr hat sich in mir die Erkenntnis tiefer eingewurzelt, daß wir Mennoniten einen ganz besonderen Auftrag von Gott erhalten haben. Wir sind auch ein auserwähltes Volk und sollen — soweit ich erkennen kann — vor allem der allgemeinen Christenheit als ein warnendes Zeichen gegen willkürliches Blutvergießen gelten. Solange nun unser Zeitalter dem Gericht von Heute entgegenreifte, solange Satan den Krieg mehr im Kleinen ausnützte, wurde uns die Frage über unsere Einstellung zum Krieg leicht gemacht. Wir konnten aufpacken und wandern, wenn wir mit den Forderungen einer Obrigkeit in Konflikt gerieten. Wie schon vorher bemerkt, gibt es solch eine Möglichkeit nicht mehr. **Und es ist nicht — wie die meisten glauben — die Welt, welche uns vor die Entscheidung gestellt hat. Es ist Christus, welcher unsere Gemeinden bis auf die Nieren prüft. Vor Ihm, unserem Erlöser, haben wir zu bezeugen, ob wir als gläubige Christen das Kreuz einer wehrlosen Dienstbereitschaft an unseren wehrhaften Mitmenschen auf uns nehmen wollen.** Gleichwie Israel, können auch wir nicht vor Gott bestehen, es sei denn, wir lassen uns von Gott für unsere Zeit Aufgaben unterweisen. **Daß diese Zeitaufgaben aber auf keinen Fall darin bestehen, daß wir zu Bundesgenossen politischer Friedenspropagandisten werden, oder daß wir zu Märtyrern für eine traditionelle Form werden, darüber gibt es keine Zweifel für den, welcher aus der Hl. Schrift mehr herauslassen kann, als was ihm gerade für seine weltlichen Wünsche paßt.** Christus selbst sagt uns, das niemand größere Liebe habe als der, welcher sein Leben **für den Bruder hingibt.** Das heißt soviel, daß wir nichts dabei gewinnen, wenn wir unser Leben **für uns selbst und für unser Festhalten an einer Tradition opfern, welche sich nicht mehr beibehalten läßt.**

Die jüngste Vergangenheit und die bevorstehende Zukunft sind daher auch von größter historischer Bedeutung für unser Mennonitentum. Es handelt sich um nichts weniger als um die allerwichtigste Frage:

Wollen wir unsere Gemeinden, gereinigt und geläutert, in eine neue Zeitperiode hinübertragen, oder ziehen wir es vor, uns an die Vergangenheit und ihre Formen zu ketten, und durch solch starrköpfiges Wesen unserer Aufgabe untreu zu werden und uns von Gott verwerfen zu lassen?

Es muß einmal offen und klar herausgesagt werden, daß auch wir in unserem religiösen Leben von Generation zu Generation **unehrlicher** geworden sind. Gott ist auch in unseren Gemeinden — ganz einerlei, welcher Konferenz dieselben angehören — mehr und mehr zu einer Sonntagsidee geworden und der Götzendienst vor dem eigenen Ich, sowie die Illusion, das frommes Getue eine gottgefällige Frömmigkeit ist, treiben reichlich Blüten und Früchte. Vor allen Dingen sind es heute Früchte, mit denen wir es zu tun haben. Während die Christenheit im allgemeinen für den schmählichen Verrat am Christentum seine Strafe erduldet, richtet Gott uns für unsere Untreue an unserem Glaubensbekenntnis — welches wir doch so sehr aufrecht erhalten wollen — sowie auch für die Irrlehre, das schon der Geburtsschein dafür bürgt, daß jeder von uns ein aufrichtiger Mennonit ist.

Wohl verstanden: ich spreche hier vom Standpunkt der Religion aus. **Als Kulturfrage behandelt, werden wir unser Wehrlosigkeitsprinzip von ganz anderer Seite anzufassen haben.** Als Gemeinden haben wir es aber immer nur mit Religion zu tun, d. h. mit einem Gebiet, welches ganz und gar den Direktiven Gottes unterstellt ist, weil eben Religion zum Reiche Gottes gehört und nicht menschlich behandelt werden kann. Kein Prediger kann daher wahrheitsgetreu sagen, daß wir alle aus religiösen Gründen wehrlos sind. Wir haben der Umwelt nur zu klar den Beweis geliefert, daß auch wir unseren Glauben ohne viel Zaudern einfach verleugnen. Weil aber die sogenannte christliche Welt selbst ein so schuldbeladenes Gewissen hat, wagt man es noch nicht allenthalben, uns unsere eigene geistliche Unredlichkeit zum Vorwurf zu machen. Anders wird es aber sofort, wenn erst eine Regierung offen mit Gott und Seiner Religion bricht, wie es in Rußland der Fall war. Dann stehen unsere Sünden und Unredlichkeiten als Kläger vor uns auf Seiten unserer Verfolger. Und je mehr die Völker in der übrigen Welt sich offiziell von Gott lossagen — besonders auch auf unserem Kontinent — desto näher kommen auch wir dem Tag, an welchem man uns zeigen wird, wie unwahr wir sind, wenn wir behaupten, daß wir immer der Stimme Gottes gehorchen, wenn wir uns weigern, irgend welchen Dienst im Kriegsfall zu übernehmen. Die Welt — so ungläubig sie auch sein mag — weiß ganz genau zwischen wahrem Gottesdienst und der religiösen Ausrede zu unterscheiden. **Wir haben es heute aber mit einer Welt zu tun, die durch den Verrat der Christenheit am Christentum zur Verzweiflung getrieben — wieder den wahren Erlöser sucht.** Es hat sich wieder einmal eine Zeit erfüllt und Christus wird sich der Menschheit wieder in seiner erbarmenden Liebe offenbaren; nicht aber in einem Zerrbild, in welches Ihn die Christenheit verunstaltet hat. Inzwischen wird aber die Welt Rache nehmen an allen, welche mitgeholfen haben, aus einem Heiland der Liebe und des Erbarmers eine Gottheit zu machen, die es der Einzelperson oder ganzen Religionsgemeinschaften erlaubt, das ihnen anvertraute göttliche Gut unehrlich zu verwalten.

(Fortsetzung folgt.)

Einige Gedanken eines Genesenden in dem Coaldaler Mennonitischen Hospital im Süden Albertas.

Liebe Leser und Freunde! Wenn ich sage Freunde, so denke ich an alle diejenigen, die einmal hier auf Coaldale wohnten und nun gern etwas über unser Ergehen hören. Auch denke ich dabei so gern an die vielen l. Lichtfelder und Alexanderkroner, an Schul und Dienstkameraden, an die Mitglieder des einst so schönen Sängerbundes „Concordia" usw. Wie sind wir doch alle so arg zerstreut worden! Und die Jahre sie gehen und gehen. Ich grüße Euch herzlich mit dem Gruße des Apostels Paulus an die Eph. Kap. 1 Vers 2.

Befinde mich seit acht Tagen hier im Krankenhause und habe eine Blinddarm Operation so ziemlich überstanden. Nun möchte ich, wo ich schon etwas besser fühle, einiges von hier berichten.

Wir haben was Krankenpflege anbetrifft hier auf Coaldale wohl schon seit sieben oder acht Jahren zwei Vereine: den sogenannten Gesundheits oder Doktor - Verein und den Hospital - Krankenverein. Der Mitgliedsbeitrag für den ersten beläuft sich auf $ 9.25 pro Familie, pro Jahr, oder 75 cent pro Monat. Dann hat man beim Arzte in leichten Krankheitsfällen freie Bedienung Kleine Operationen bezahlt man mit $ 5.00 und größere, wie in meinem Falle, wohl $ 10.00 unsrem Arzt und $ 20.00 dem Gehilten.

Der Mitgliedsbeitrag für den H. - Krankenverein steht auf $ 6.25 wieder pro Familie und pro Jahr, oder volle 50 cent im Monat. Jeder in der Familie eines Mitgliedes im Verein hat darauf das Recht in Krankheitsfällen das Hospital für die geringe Zahlung von $ 1.00 pro Tag zu benutzen. Nichtmitglieder zahlen $ 1.75. Im Doktor-Verein standen letztes Jahr 280 Familien, im Hospital - Verein leider nur 160. Es ist doch wirklich was Gescheites, daß unsere Leute hier und auch an vielen andern Orten mit solchem gegenseitigen Unterstützungsverein begonnen haben. Oft sind ja die Anfänge so unschön, so fehler- und mangelhaft und doch bekennt sich unser Herr Gott dazu, gibt Gedeihen und Segen, schiebt hier und dort etwas zurecht, und fröhlich weht im Winde die Fahne mit der deutlichen Prägung: „Einer trage des andern Last. so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen."

Unser Arzt ist, wie ja vielen wohl bekannt, Dr. D. L. Epp, stammend von Laird, Sask. Wir achten ihn und seine Arbeit die er hier an unser Volk tut sehr hoch, zumal weil er sich im Dienste eines Höheren weiß. Im Krankenhause sind gegenwärtig 5 Schwestern angestellt. Drei in der Krankenpflege, eine in d. Küche und eine für die Waschstube. Da haben wir als Leiterin die Oberschwester Anna Regehr, Tochter unseres seinerzeit so lieben, guten Lehrers Isaak Regehr für Religion und Deutsch in der Alexanderkroner Zentralschule. Sie trägt die ganze Verantwortung und führt auch die Kasse, soweit sie direkt im Hospital zu führen ist. Nach außen führt Br. Abraham Hamm, früher Lichtenau die Rechnungsbücher. Ihm und auch unserem l. Vorsitzenden, Br. Abram Töws, früher Alexanderkrone, ist der Verein sehr dankbar für all die Mühe und Arbeit, Gänge und Fahrten, die sie im Interesse des Hospitals gehabt. haben, und das alles ohne jegliche Entschädigung. Doch nein: „Was ihr getan habt einem meiner geringsten Brüder das habt ihr mir getan."

Die zwei andern Krankenschwestern sind: Tina Wall und Susie Dück. Erstere ist die Tochter von Cornelius Walls, früher Krim, die später in Lichtfelde meines Vaters Wirtschaft kauften. Sie, Walls, wohnen jetzt hier 2 Meilen von Coaldale in einer gut besetzten Wirtschaft. Susie Dücks Eltern wohnen auch hier bei Coaldale, es sind Jakob P. Dücks aus Orenburg, ganz früher wohl aus Pastwa, Molotschna stammend.

In der Küche schaltet und waltet, recht froh und munter, wohl schon volle drei Jahre, Sara Cornelsen und in der Waschstube und so im „Reinmachen" tut Mariechen Klassen das Ihre.

Was mir hier im Hospital in diesen Tagen nicht gefallen hat, will ich nicht erwähnen. Es sind das Sachen die mehr in die wirtschaftliche Seite greifen, oder andrerseits müßte ich die hiesigen l. Prediger ermahnen, daß sie hier so selten Krankenbesuch machen usw. Also lassen wir das! —

Aber etliches von dem, was mir gefallen hat, will ich doch erwähnen. Gleich als ich her kam, es war abends den 2. Januar, gewährte man mir einen Blick in das Küchenheft wo die Küchenschwester auf Wunsch des Komitee's alles einträgt, was für dieses Werk von Coaldalern oder auch von den Nebenstationen an Naturalien gespendet wird. Da steht nun alles recht bund durcheinander. So wie es ein jeder konnte und ihm um's Herze war, oder wie wir Kinder Gottes vielleicht besser sagen sollten, so weit wir uns vom Wohltätigkeitsgeiste leiten ließen. Da war monatlich separat gehalten lange Namenlisten und ihnen gegenüber: Butter, Eier, Schmalz, Rahm, Geflügel, Eingemachtes, Gemüse usw., ganze Seiten voll. Was meint Ihr, l. Leser, das muß ich doch unbedingt auf Seite „Positiv" schreiben, nicht wahr? — Und was mir ganz besonders sehr gefällt, ist, daß es immer wieder in der Gesellschaft durchsickert: „Wenn sie das erst werden anfangen in die Zeitungen zu stellen, wie etliche Hospitäler das tun, dann hör' ich gleich auf mit bringen.". Recht so! — Also, l. Coaldaler, solange es ohne Zeitung geht, wollen es darohne tun. „Und der Herr der ins Verborgene sieht, wird es uns vergelten öffentlich," nicht wahr? —

Ich möchte noch ganz kurz auf den Dienst der Krankenschwestern kommen. Ihre Freundlichkeit den Kranken gegenüber ist ja schon oft erwähnt und fast sprichwörtlich geworden. Was ich mehr unterstreichen möchte, ist das schöne, friedliche Auskommen untereinander. Während sie ihre Mahlzeiten einnehmen, schallt aus dem Eßzimmer den Gang entlang so ein fröhliches, gemütliches Geplauder. Ich bin gewiß, daß manch einem Kranken dabei so anders, so wohl wurde. Er wurde dadurch abgelenkt von seinen Schmerzen und Sorgen und machte so ganz ungewollt in Gedanken einen Abstecher nach Hause: Ja, so schön geht's bei uns zu Hause auch her, u. bald bin ich wieder daheim und plaudre mit meinen Lieben zu Tische. Und wenn dann abends und morgens das „Fünfe - Quartett" ihre schöne gewählten Lieder bringt in Morgen- und Abendandacht, hat wohl mancher von uns still die Hände gefaltet und sein Morgen- und Abengebet gesprochen. Ja, ich möchte den lieben Sängern an dieser Stelle im Namen all der Kranken die hier jetzt liegen, es sind ja in den letzten Tagen immer so sieben bis acht, herzlich dafür danken. Mit dem Singen habt ihr's uns angetan. Als es am ersten Abend so feierlich durch den Gang klang: Wirf Sorgen und Schmerz ins liebende Herz, usw. da schaute ich glaubensvoll auf den schönen Spruch, der hier die Zeit über vor mir hängt: „Wirf dein Anliegen auf den Herrn," und verschwunden war das letzte bischen Angst vor der bevorstehenden Operation. Am andern Morgen ¼ nach 8 Uhr konnte ich mich dann ganz mutig, wie ihr's ja wißt, auf den oft so verhängnisvollen Tisch legen. Das war die Frucht Eures Singens, l. Schwestern! Vergeßt das Singen nie, und tut es, bitte, nie gleichgültig! Erhebend schön ist die Andacht im Liede, besonders in Tagen der Krankheit! —

Dann möchte ich die musterhafte Ordnung in der Arbeitseinteilung erwähnen. Wieviel wird dadurch ein gemeinsames Schaffen erleichtert und wieviel Abwechselung gibt es dadurch. In Familie, Schule und Gemeinde fehlt uns nichts so nötig, wie richtig eingeteiltes, geregeltes Arbeiten mit dem Motto: „Jedem das Seine." So z. B. haben die Schwestern in den acht Tagen wo ich hier bin, sehr viel Lieder gesungen und bisher, ich habe gut aufgepaßt, hat sich noch keines wiederholt. Ob das da nach einer Liste geht, oder wie sie es regeln, weiß ich nicht, habe nicht gefragt, aber angenehm war diese Abwechselung. Wie steht es da mit unserem Gemeindegesang? — Werden da nicht viele Lieder zwanzig bis dreißig Mal im Jahr gesungen und andere vielleicht eben so gute, zwei und drei Mal oder garnicht und gehen so unserem Volke ganz verloren? —

Es sind garnicht so viele Monate her, dann wurde in unsrem Bethause vor der Andacht von einem l. Bruder vorgesagt und von der großen Versammlung recht kräftig gesungen: „Oft braust und tobt und stürmt die See" usw. Alle Strophen wurden mit Begeisterung gesungen und als der letzte Ton verklang, waren wohl alle Sangeslustige aufs Singen eingestimmt und warteten auf's nächste Lied. Nach etlichen Minuten kamen wieder etliche Besucher. Einer von ihnen nimmt auch seinen Platz ein, besieht sich die große Versammlung und denkt: Nanu, es sollte doch gesungen werden. Nach kurzem Suchen schlägt er auf und sagt vor: „Oft braust und tobt und stürmt die See" usw. Natürlich, — schon viel gemäßigter klang der Gesang. Ei, wie hätten wir wohl gesungen, wenn ein Spätling das dritte Mal dasselbe Lied vorgesprochen hätte, was immer noch möglich gewesen wäre. Wir können ja solche Unordnungen so sehr leicht damit abtun wollen, daß wir fromm sagen: „Das wird der h. Geist schon ordnen." Ich glaube, was wir selber regeln und schön machen können, dürfen wir nicht auf den lieben Gott schieben: Tue du das deine, dann tut Gott das Seine.

Las ich da in diesen Tagen wie die Missionsbehörde der Pfingstgemeinden in den Vereinigten Staaten ihren angestellten Missionaren in China ihre Gaben demnach ausschickt, wie der Geist es ihnen eingibt. Dadurch hat es sich ergeben, daß ein und derselbe Missionar in einem Jahre wirklich fast tothungerte und schon im nächsten durch den unnormalen Ueberfluß in große Versuchungen kam um in Saus und Braus zu leben. Die meistenteils weiblichen Angestellten der Missionsbehörden ließen sich aber wenig sagen. Sie gaben nun einmal vor, nach der Weisung des h. Geistes gehandelt zu haben. Ob wir in unseren Gemeinden aus Angst vor dem sogenannten „Formchristentum" uns auch zu weit auf die andre Seite verschlagen haben? — und die Ungeregeltheiten darin zu suchen sind? Unser großer Gott hat Ordnung und Form in seiner ganzen Schöpfung, von den wundervollen Bahnen der Planeten unseres Sonnensystems runter bis zum kleinsten Gewürm. „Prüfet alles, und das Gute behaltet."

Nun wieder mehr zurück zu meinem Ergehen hier im Hospital und dann auch zum Schluß. Mir gegenüber liegt ein 9 Jahre alter Junge, Heinrich Fast von Vouthall. Schon über 70 Tage muß der arme, blaße Junge wegen Knochenentzündung und Eiterung hier liegen. Der sonst fröhliche, mutige Knabe dauert uns alle. Der Arzt und die Schwestern erzeigen ihm besonders liebevolle Pflege. In einem weiteren Zimmer liegt ein älterer Bruder Pötker von Spring Ridge, bei dem sich eine gefährliche, verdächtige Krankheit am Magen zeigt. Br. D. Dörksen von demselben Orte fuhr mit mehr Hoffnung auf gesund werden gestern nach Hause. Seine Magenbeschwerden hatten sich wohl nach 4—5 tägigem Hiersein bedeutend vermindert.

Noch eines: Unser junger Bruder Dirigent des Gemeindechores Jacob B. Janz macht es mit seinen Sängern möglich, wohl fast alle Wochen in Gruppengesängen den Kranken hier zu dienen. Das ist gewiß sehr anerkennungswert und von großem Segen. Ob Janz's College Br. Peter Dick und seine Sänger da nicht auch eine Aufgabe fühlen? — Es wird das nach den Singstunden getan. Besser würde es hier wohl pas-

sen, wenn es in die Besuchsstunden verlegt würde. Doch so wie es geht.

Nun möchte ich zum Schluß etwas summieren und wohl im Namen vieler anderer Kranken etliche Wünsche äußern:

1. Bitte, l. Predigerbrüder, besucht mehr die Hospitäler und Ihr werdet Euch wundern wie in der Krankheit durch die Arbeit des guten h. Geistes, Herz und Gemüt vorbereitet sind für Euren Dienst.

2. Arzt und Schwestern, verrichtet weiter im Aufblick zum Herrn Euren wohl schweren, doch edlen Beruf und wir wollen Euer fürbittend gedenken.

3. Sänger und Sängerinnen, seid dankbar wenn Ihr gesund sein könnt und dient den Kranken mit Euren Gaben wo ihr könnt. Zuviel wird's nicht gleich werden.

4. Und Ihr, l. Schwestern, in Euren Vereinen und Kränzchen und wir Brüder in der Gesellschaft wollen weiter in tatkräftiger, praktischer Weise unsere Schultern unterstellen und mithelfen nach unserm Vermögen. Es ist ein schönes, edles Werk.

5. Zum Schluß möchte ich eine ernste Bitte an unsern l. jungen Schwestern richten, die den bestimmten Trieb zur Mission fühlen. Gut, wenn der Weg nach Indien und Afrika offen ist, ei wenn aber nicht? — Werdet doch vom Herrn gesegnete Krankenschwestern! Wir z. B. suchen für unser Hospital schon über ein Jahr nach der zweiten graduierten Nurse und können sie bis heute nicht finden. Unsere Hospitalbauten, so schön oder einfach sie auch sind, machens nicht aus. Erst der christliche Arzt mit deutsch - mennonitischer Einstellung und solche Schwestern gibt der Anstalt unsern Charakter und unser Gepräge, nur da werden wir uns wirklich heimisch fühlen.

Bin mittlerweile nach Hause gekommen und habe alles froh und munter angetroffen. Zum Briefe lesen, hätte ich jetzt besonders viel Zeit, bitte! —

Euch alle brüderlich hochachtend,
Bernh. J. Dick

Bolschewismus, Faschismus und Nationalsozialismus.

Vor etlichen Jahren sprach ich mit einem Baptistenprediger über die Zustände in Rußland. Er glaubte, daß den Bewohnern Rußlands infolge der Revolution ein großes Heil wiederfahren sei. In den amerikanischen Zeitschriften wieder wurden Bolschewismus, Faschismus und Nationalsozialismus gewöhnlich gleichwertig degradiert. Mit Gegenwärtigem möchte ich etwas zum allgemeinen Nutzen den Unterschied zwischen diesen drei „ismus" klarlegen.

Ich bin mir dessen gut bewußt, daß ich dieses Thema nicht erschöpfend werde behandeln können. Weil ich aber in Rußland geboren bin und bis 1923 dort gelebt und die Einführung der Bolschewistenherrschaft mit erlebt habe, so kann ich manches aus Erfahrung mitteilen.

Das Wort Bolschewismus ist gleichbedeutend mit Kommunismus. Es ist abgeleitet von dem russischen Wort „bolschij" das meint „groß". Unter den Sozialisten gab es dort zwei Richtungen, die sich gegenseitig bekämpften. Die eine Partei wollte Rußland im größten Maße sozialisieren, wie es dann auch geschehen ist: die Kapitalisten, die sich widersetzten, umbringen und ihr Vermögen verstaatlichen, überhaupt kein Privateigentum anerkennen; sie werden auch Maximalisten genannt. Die andere Partei hatte eine andere mehr gemäßigte Gesinnung, die im Unterschiede von Bolschewismus Menschewismus genannt wurde. Dieses Wort ist abgeleitet von dem russischen Worte „menschij", das meint „klein". Diese Partei wollte Rußland nach einem kleineren Maßstabe sozialisieren: den Großgrundbesitzern ihr Land nur teilweise für eine gewisse Entschädigung abnehmen und den Fabrikarbeitern gewisse Prozente vom Reingewinn zukommen lassen, also das Privateigentum respektieren; sie werden auch Minimalisten genannt. Im dem Bürgerkriege besiegten die Bolschewisten die Menschewisten und nun herrschen und beherrschen sie Rußland mit brutaler Gewalt. Ihr Ziel aber ist darauf gerichtet, die ganze Welt zu unterjochen; sie lassen sich von den Beschlüssen der „Internationale" leiten. — Der Nationalsozialismus ist diesbezüglich viel genügsamer; er beschränkt sich auf seine Nation: das Deutsche Reich mit Herrn Hitler als Führer. Die Nazis wollen das Deutsche Reich groß und stark machen. Jeder Bürger soll glücklich und zufrieden leben können. Zwischen Faschismus und Nationalsozialismus ist diesbezüglich kein Unterschied. Mussolini lebt und wirkt für das italienische Volk; er will Italien wieder zu der Stärke, dem Ansehen und der Größe des alten Römerreiches emporarbeiten.

Ich möchte nun noch auf drei Punkte hinweisen, in welchen sich der Bolschewismus von oben erwähnten „ismusen" unterscheidet und zwar sehr wesentlich.

Als der Bolschewismus in Rußland festen Fuß faßte, wurde mit einem Dekret jegliches Privateigentum konfisziert und verstaatlicht Als Gegenleistung versprach der Staat, für seine Untertanen zu sorgen dem ähnlich, wie ein Familienvater für seine Familie sorgt. Anfänglich war der Staat auch sehr freigebig die noch vorhandenen Medizinen wurden den Patienten unentgeltlich verabfolgt, Berichte und andere Korrespondenzen wurden ohne Porto befördert, Personalausweise und andere erforderlichen Dokumente wurden den „Genossen" ohne weiteres eingehändigt, bis — ja, bis die Kasse erschöpft war. Dann mußte nachgeholt werden, was man kopflos unternommen hatte. Auf die Briefe mußten soviel Postmarken aufgeklebt werden, daß die Couverte noch vergrößert werden mußten, um Raum dazu zu verschaffen. Auch wurde den Genossen das Recht eingeräumt, sich sein Haus, in dem er wohnte, von der Regierung zu kaufen, das er von nun an als Privateigentum ansehen durfte; wer Eigentümer mehrerer Häuser war, durfte nur eines auskaufen, die andern blieben Staatseigentum. Dadurch kam wieder etwas, oder vielleicht auch viel Geld in die Staatskasse.

Soviel mir bewußt ist, wird das Privateigentum in den autoritären Staaten respektiert und sowohl in Deutschland als auch in Italien bemüht sich die Regierung, allen Bürgern mitzuhelfen ein angenehmes, eigenes Heim zu erlangen. Laut zuverlässigen Berichten, braucht in Deutschland, das doch ungeheure Summen Kriegsschulden gezahlt hat, niemand hungern, während in Rußland doch schon Millionen vor Hunger gestorben sind, trotzdem Rußland, so zu sagen, keine Schulden bezahlt. Der Unterschied besteht darin: in Deutschland wird mit Verstand regiert, in Rußland herrscht die Willkür und die Kopflosigkeit. Die Hauptursache ist aber die, daß man in Rußland ohne Gott fertig werden will, in jenen Ländern jedoch Gott die Ehre gegeben wird.

Hiermit sind wir zu dem zweiten Punkt gekommen, worin sich der Bolschewismus von den Nazis und Faschisten unterscheidet, und das ist die Einstellung zur Religion. Der Bolschewismus bekennt sich nicht nur zum Atheismus, sondern er ist ein erbitterter Feind jeglicher Religion, der Anbetung und Verehrung Gottes, in welcher Form es auch geschehen mag. Die Kirchen werden geschlossen und entweder abgebrochen, oder zu Klubs und andern Vergnügungsplätzen eingerichtet unter dem Vorwande, daß die betreffenden Mitglieder die Kirche nicht mehr wünschen. Das macht sich so: Da alle Kirchen Staatseigentum sind, legt die Regierung ungeheure Summen auf für die Benutzung der Gebäude. Und wenn dann irgend eine Gemeinde diese Summe nicht aufbringen kann, dann heißt es, die Gemeinde wünsche die Kirche nicht mehr. Ich persönlich habe auch einmal einen demähnlichen Kontrakt unterschrieben, wodurch ich verantwortlich gemacht wurde, das Gebäude nebst Inventar in dem Zustande abzugeben, wie es damals war. Am Schlusse des Kontarkts hieß es, daß wir unsererseits kein Recht hätten, irgend etwas an demselben zu ändern, die Regierung jedoch sei jederzeit dazu berechtigt. Das sind bolschewistische Rechtsbegriffe.

Unlängst war hier ein Prediger aus Deutschland, der sehr entschieden behauptete, daß in Deutschland Religionsfreiheit bestehe, und er bestritt, daß Pfarrer Niemöller ein Märtyrer seiner Religion sei, sondern daß er seiner Starrköpfigkeit halber im Gefängnisse sitze. Sowohl in Deutschland, als auch in Italien ist der Bibelunterricht in den Schulen obligatorisch. Daß die Juden so gedrückt werden und daß das Germanenblut so bevorzugt wird, ist nicht zu rechtfertigen. Es ist aber doch auffallend, daß die amerikanische Presse soviel Geschrei darüber macht, wenn Deutschland und Italien die Juden los sein wollen, während darüber geschwiegen wird, daß Rußland seinen Bürgern die Ausreise entweder verbietet, oder sehr erschwert. Doch das gehört zur Religion des Kommunismus: würgen, stehlen, umbringen.

Ein anderer wesentlicher Unterschied zwischen diesen Parteien ist ihre Einstellung zur Ehe und dem Familienleben. Weil der Bolschewismus eine Gott feindliche Gesinnung hat, haßt und bekämpft er auch die von Gott eingesetzten und verordneten Institutionen: Die Ehe und die Familie. Ein wahres Glück, daß Rußland zu arm ist, seine widergöttlichen Pläne auszuführen, sonst würden alle kleinen Kinder ihren Eltern abgenommen und in den sogenannten Kinderkrippen erzogen werden. Diese Kinderkrippen u. die Wirtschaftskollektive sollen dazu beitragen, das Familienleben zu lockern und aufzulösen. In den vorher erwähnten Diktaturstaaten wird das Ehe- und Familienleben gewertet und gesetzlich geschützt. Die jungen Männer und Jungfrauen, die das Einzelleben vorziehen, müssen eine bestimmte Summe Steuer zahlen, während diejenigen, die die Ehe vorziehen und ihren eigenen Herd gründen, belohnt werden. Es scheint so, als ob sich diese Regierungen die Verheißung in Micha 4, 4 zum Ideal genommen haben: „Ein jeglicher wird unter seinem Weinstock und Feigenbaum wohnen ohne Scheu."

Es fragt sich nun, wie kommt es, daß die amerikanische Presse die Willkührherrschaft in Rußland verschweigt und die drei Regierungen in eine Rubrik stellt? Einerseits ist sie dazu berechtigt, denn in allen drei Ländern herrschen Diktatoren. Rußland gibt vor, ein demokratisches Land zu sein, aber das ist eine freche Lüge. Ein Beispiel: In dem Dorfe C. soll der Vorstand gewählt werden, Vorsitzender, Sekretär und Schreiber. An bestimmtem Tage erscheinen die wahlberechtigte Männer und Frauen. Ein Beamter aus der nächsten Kreisstadt tritt auf und rühmt die bolschewistische Regierung, indem sie Freiheit und Gleichheit gebracht habe; auch die Frauen sind nun vollberechtigt. Nach Beendigung seiner Rede zieht er ein Papier aus der Tasche und liest ihnen eine Anzahl Namen vor, die als Kandidaten zur Wahl vorgeschlagen werden. Eine unheimliche Stille folgt. Endlich fragt ein Genosse, ob es nicht erlaubt sei, einen von ihren Einwohnern, den alle kennen, als Kandidaten vorzuschlagen. Die Antwort lautete negativ, denn man werde sich doch nicht der Centrale widersetzen, die ihnen das Verzeichnis zugesandt habe. „Ich schlage vor", so fuhr er fort, „den Genossen W. zum Vorsitzenden zu wählen und wenn niemand dagegen ist, so nehme ich an, daß er einstimmig gewählt ist." Die in dem Verzeichnisse erwähnten Personen gehörten alle zur Partei der Kommunisten und Genosse W. war einer der gefürchtesten. Niemand wagte ein Wort dawider zu reden, denn er wußte, daß der neue Beamte bald Ursache finden werde, ihn als schädliches Element in die Verbannung zu schicken. So wird die bolschewistische Demokratie in der Praxis ausgeführt. Theorie und Praxis sind zwei ganz verschiedene Begriffe, d. h. in Soviet-Rußland.

Gerhard P. Regehr
2319 Aldrich No. Minneapolis.

Die

Mennonitische Rundschau

Herausgegeben von dem
Rundschau Publ. House,
Winnipeg, Man., Canada,
Hermann Neufeld, Editor.

Erscheint jeden Mittwoch.

Abonnementspreis für das Jahr
bei Vorausbezahlung: $1.25
Zusammen mit dem Christlichen
Jugendfreund $1.50
Bei Adressenveränderung gebe man auch die alte Adresse an.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe richte man an:
Rundschau Publishing House
672 Arlington St.,
Winnipeg, Man., Canada

Entered at Winnipeg Post Office as second-class matter.

Zur Beachtung.

1. Kurze Bekanntmachungen und Anzeigen müssen spätestens Sonnabend für die nächste Ausgabe einlaufen.
2. Um Verzögerung in der Zusendung der Zeitungen zu vermeiden, gebe man bei Adressenänderungen neben dem Namen der neuen auch den der alten Poststation an.
3. Weiter ersuchen wir unsere Leser dem gelben Zettel auf der Zeitung volle Aufmerksamkeit zu schenken. Auf demselben findet jeder neben seinem Namen auch das Datum, bis wann das betreffende Abonnement bezahlt ist. Auch dient dieser Zettel unseren Lesern als Bescheinigung für die eingezahlten Lesegelder, welches durch die Aenderung des Datums angedeutet wird.
4. Berichte und Artikel, die in unseren Blättern erscheinen sollen, möchte man auf besondere Blätter und nicht mit anderen geschäftlichen Bemerkungen zusammen auf ein Blatt schreiben.

Maria - Martha - Heim.

Da aber die Zeit erfüllet ward, sandte Gott seinen Sohn. Gal. 4, 4. Fürchtet euch nicht, siehe ich verkündige euch große Freude, die allem Volk wiederfahren wird; denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr, in der Stadt Davids. Luk. 2, 10—11.

Diese Tatsache, daß Christus geboren ist, durften wir „Tabeas" mit dem Frauenverein (Nordende) uns aufs Neue den 22. Dez. vorführen. Der liebe Frauenverein nahm Mutterstellung ein, und versorgte uns mit einer schönen Mahlzeit. Das tat uns „Tabeas" auch sehr wohl. Schwester C. Hiebert die so lange krank war, war auch wieder unter den Frauen, das stimmte uns froh. Die Tabeas brachten später das Programm.

Um 5 Uhr begangen wir mit dem Essen. Die Tische waren weihnachtlich geschmückt. Besonders verschönerten die kleinen Lichter den Tisch, die in einem roten Kränzchen in mitten all der schönen Speise standen und flimmerten.

Wir hatten Obstsuppe, Fleisch, Wurst, Brot, Zwieback, Gurken, Kaffee u.a.m. Wurden alle schön bedient. Unsere lieben Mädchen, konnten nicht zu gleicher Zeit da sein, und so nahm es ziemlich Zeit, bis alle gespeist hatten.

Etwas vor 8 Uhr begangen wir mit dem Programm. Da Schwester Anna bei ihrer kranken Mutter in Sask. war, wurde das Programm von Prediger Franz Isaak geleitet.

Einleitung von M. Pätkau. Lied Tochter Zion freue dich, vom Mädchenchor. Gedicht Advent, Tina Kröker. Lied, Freue dich Welt, vom Verein. Gedicht, Also liebt Gott die Welt, von M. Martens. Lied, Ehre sei Gott in der Höh, vom Mädchenchor. Gespräch, „Friede auf Erden", von 3 Schwestern. Solo von Schw. Horch. Gedicht, „Die undankbaren Heidenkinder", von Anna Janzen. Lied „Süßer die Glocken nie klingen", vom Verein. Gespräch: „Glück und Frieden," von 7 Schwestern. Dann sang der Frauenverein, sehr schön das Lied: Nun ist sie erschienen, die himmlische Sonne. Es folgte eine kurze Ansprache von Pred. Ab. Peters nach Jes. 9, 6. Wie der Herr so wunderbar alles führt, Rat und Kraft gibt und unser Friede ist. Der Segensspruch für uns war, wenn wir es am Weihnachtstage auch mit der Arbeit schwer hatten, so möchte es doch innerlich ruhig sein. Dieses Trostwort begleitet mich den schweren Tag hindurch. So hat er immer ein passendes Trost- oder Ermahnungswort vom Herrn, daß uns durch die Wochentage begleitet und stärkt. Dann von Tina Redekopp ein Lied. Dann wurde Stille Nacht, heilige Nacht, beim Christbaum gesungen. Es war so feierlich, daß man im Geiste in Bethlehem war. Nun waren wir bis zur Verteilung der Geschenke gekommen. Margret Janzen, die Gehilfsleiterin las erst den Brief vor, den Schwester Anna geschrieben hatte. Gerne wäre sie unter uns gewesen, und wir hätten sie auch gerne gesehen. Auf Wunsch ihrer Mutter, blieb sie aber bei ihr. Nach Verteilung der Geschenke, betete Pred. C. N. Hiebert zum Schluß. Dann sangen wir das Lied:

Welch ein Jubel welche Freude, usw.

Unsere Herzen waren froh gestimmt und wir hatten einen Tag, reich an Segen.

Wünsche allen Tabeas, die bei uns aus und eingegangen sind, ein gesegnetes Neues Jahr.

Mariechen Pätkau.

Bethel Mädchenheim Vancouver, B. C.

Das Bethel Mädchenheim in Vancouver feierte den 15. Dezemeber ihr Weihnachtsfest. Tina Lepp und Marichen Thießen (die Schwestern im Heim) bedienten 78 Mädchen mit Abendbrot. Die Mahlzeit schmeckte tadellos, doch es war nicht der Genuß der Mahlzeit, der unser Herz bewegte, sondern die Liebe die den Tisch deckte trotz der damit verbundenen Schwierigkeiten.

Das Fest wäre eintönig gewesen, wenn Schwester C. C. Peters gefehlt hätte. Seit der Gründung des Heimes hat uns Br. Peters mit Rat und Tat beigestanden, und in jeder Ansprache brachte er etwas Neues. Auch Geschwister Jakob Thießens, die seit dem 6. Oktober dem Herrn in Vancouver dienen nahmen Teil an unserem Weihnachtsfeste. Beide Brüder, Peters und Thießen brachten uns die frohe Weihnachtsbotschaft. Bemerken muß ich noch, das Bruder Thießen an den Donnerstagabenden mit uns einen Gang durch die Schrift geht. Im vorigen Jahre überraschten uns die Geschwister von Yarrow zu Weihnachten mit einer Sendung von Produkten. In diesem Jahre waren es Schwestern von Süd Abbotsford. Der Herr segne alle willigen Geber! Jede Gabe, ob in Produkten oder in Geld unterstützt eine edle Sache, denn das Mädchenheim mit seinen lieben Vorstehern ist uns dienende Mädchen, und besonders den Elternlosen, eine Stätte des Segens. Und möchte jemand wissen, was uns nach dem Heim zieht, so will ich es sagen.

1. **Im Heim werden wir verstanden.** Aus dem teuren Elternhause gekommen, wo wir daran gewöhnt waren, daß auch unsere Fehler mit Liebe zugedeckt wurden, nun aber dienen wir in der Großstadt, wo jeder Fehler in den meisten Fällen voll angerechnet wird. Dann tut es uns so wohl, wenn wir zum Heim fahren können, wo man uns versteht in allen unseren Kämpfen und Bedürfnissen.

2. **Im Heim werden wir vermißt.** Es ist ein drückendes Gefühl, in einer Umgebung zu leben, wo man nichtachtend auf uns schaut. Aber ganz anders ist es im Heim. Die Schwestern rechnen mit jeder Einzelnen von uns. Vorigen Donnerstag waren es 52 Mädchen. Bleiben einmal etliche aus, dann sind sie sicher, daß die Heimschwestern sie vermissen und daß auch wir alle nach ihnen fragen. Es tut so wohl, und gibt viel Mut.

3. **Im Heim werden wir geliebt.** In einem Volksliede heißt es: „Man kauft sich manches zwar, doch nicht die Liebe warm." Wenn wir noch so hohe Löhne bekämen und kauften uns die schönsten Sachen, so könnte das doch nicht die Liebe ersetzen, nach der sich ein jedes Dienstmädchen in der Fremde sehnt. Diese Liebe finden wir im Heim und zwar eine Liebe, der wir den himmlischen Ursprung abmerken. Aus den Vorträgen der schon erwähnten Brüder fiel mancher Lichtstrahl auf unser praktisches Leben herab. Herzlich erscholl dann der Schlußgesang:

Es erlgänzt uns von ferne ein Land,
Unser Glaubensaug kann es wohl
seh'n,
Und von Jesu geführt an der Hand
Wird sein Volk dort im Frieden ein-
geh'n. usw.

Der Herr erhalte uns unser Bethel Mädchenheim noch lange, und segne es und setze es zum Segen.

J. Götz.

(Zions-Bote möchte kopieren.)

Niagara on the Lake, Ont.

Unser Gradmesser ging heute über 10 unter Null nach Reaumur, und das bedeutet hier schon kalt. Dann hat man aber Zeit seine Pflichten im Briefe und Berichte schreiben, nachzukommen. Es hat ja in letzter Zeit auch manches gegeben, was man in den Berichten gerne liest. Vielleicht nicht gerade alle Leser, aber diese Lokalberichte sind ja auch oft verschiedener Art, für einen dieses und für einen anderen gerade etwas anderes. Sollten nun etliche der Lesern wünschen etwas aus den Niagara Gemeinden oder Ansiedlung zu hören, so dürften sie hier lesen. Zuerst von den Unglücksfällen.

Peter Reimer, der ein Feind ist vom Ratenvolk, wie jedenfalls viele andere auch, sieht beim Pflügen eine dieser langschwänzigen laufen, und beschließt dieser den Garaus zu machen. Doch bei seinem Laufen, auf dem gepflügten Land steigt er in ein Loch und ihm platzt der Enkelknochen beim untersten Gelenk, sodaß die Spalte ziemlich groß wird. Er mußte eilend zum Arzte, der ihm dieses ärztlich besorgte. Gegenwärtig geht er hin und wieder bischen herum, aber lange Zeit mußte er sich der menschlichen Gesellschaft entziehen und zu Hause sitzen. Das zweite Unglück kam schärfer. Der Sohn von Jacob Braun, den wir letzten Sommer begruben, war in Arbeit bei Willems Brüder die zur Zeit beschäftigt waren mit Mißt trocknen. Da kam es, daß dieser sprang, weiß nicht genau, ob vom Truck oder sonst wo, nur daß ihm die Gabel wohl an drei Zoll in die Brust stach, wohl gerade in die Lunge. Dieses Unglück geschah wie ich verstanden, gerade in Niagara Falls, und der Verunglückte wurde sofort dort ins Hospital gebracht. Er soll gegenwärtig besser sein. Das dritte Unglück traf J. Klieverts ihre Tochter Anna. Sie war fleißig beim Wäsche von der Leinen nehmen, und weil die Leine etwas hoch war, nahm sie einen Klotz unter ihre Füße, dieser fiel um und sie fiel und brach den Arm. Sofort wurde sie aufgehoben und man eilte zum Arzt. Dieser aber fand sich nicht kompetent zu helfen und riet nach Toronto zu fahren. Natürlich eilte man, um diesen Rat Folge zu leisten. Doch ehe sie dorhin kamen, war der Arm sehr geschwollen. Gegenwärtig liegt sie dort im Hospital und die Aerzte geben Hoffnung, daß alles gut wird. So kommt eins ums andere. Unsere Tochter, Frau Ben Falk mußte sich in letzter Woche auch einer Operation hergeben, um ein Gewächs unter ihrem linken Arm zu entfernen. Es bekam ihr etwas hart, und es ist heute der vierte Tag wo sie den Arm noch nicht bewegen kann. Die Aerzte beruhigen mit dem Troste, daß bald alles besser sein wird.

Da ich nun von den mancherlei Unglücksfällen berichtet habe, kann ich nicht unterlassen zu erwähnen, daß die Frau Jakob Funk, in letzter Zeit von Hepburn nach hier gezogen, letzten Mittwoch zu Grabe getragen wurde. Ihr Leiden war ja Krebs, innerlich. Sie litt 80 Tage sehr schwer aber starb im seligen Frieden. Zu schnell mußte sich ihre Freude in Trauer wandeln. Sie fühlte so wohl bei ihrer Ankunft, und alle hegten die besten Hoffnungen und ahnten kaum diesen plötzlichen Umschlag. Es war ein großes Begräbnis. Die **Brüder H. Wiebe und D. Klassen sprachen sehr ernste Worte zur Ver-**

sammlung. Die Gemeinde ließ es sich nicht nehmen den Geschwistern oder richtiger dem Bruder, ihre Liebe zu zeigen. Sie die Schwestern hatten einen Kaffee bereitet und alle Gäste wurden gespeist. Diese Liebe setzte sich als Trost im Herzen der Betrübten. O wieviel muß Gott in dieser Zeit trösten. Die Menschen fühlen scheinbar nicht mehr wohl auf Erden. Soviel Leid!

Nun aber noch den erfreulichen Teil. Die lieben Geschwister N. N. Hiebert aus den Staaten haben uns hoch erfreut durch die erbaulichen Gottesdienste. Br. Kor. Neufeld lokkerte mal gut unsern Gesang und heiterte unser Völklein so auf, daß beide Gemeinden nun schon Klavier oder Orgel in ihren Kirchen haben, um den Gesang zu haben. Letzten Donnerstag durften wir 18 Mädchen von St. Catharines abholen die uns ein wunderschönes Programm brachten. Man staunt nur wie sie sowas alles noch beim Dienen fertig kriegen. Ihre Vorträge, Gesang und Gedichte waren wirklich gut. Sehr ernst gehalten und vollkommen zeitgemäß und belehrend. Ich bin überzeugt, daß die Frucht nicht ausbleibt. Gott segne solches Bemühen, an junge Seelen besonders.

Mit sehr freundlichem Gruße an alle Leser und Drucker.

P. D. Petkau.

Tabor College.

Der erste Termin dieses Schuljahres ist schon in der Vergangenheit. Die Studenten haben ihre Examen schon genommen und jetzt registrieren sie für den zweiten Termin. Wir sind froh, daß auch neue Studenten hinzugekommen sind.

Den 29. Januar beginnt die jährliche Bibel - Konferenz. Diese Konferenz ist inspirierend und von evangelistischer Natur. Die Redner, die gewählt sind, sind auf festem biblischem Grunde. Diese Konferenz wird bis zum 5. Februar abgehalten werden.

Das „Extension Kommittee" von dem Y.M.C.A., tut eine sehr gute Arbeit. An jedem Sonntagmorgen und am Nachmittag, halten sie Versammlungen ab, auf verschiedenen Plätzen. Die gewöhnliche Gruppe die da fährt, besteht aus einem Redner und etliche andere Spieler die Gesang bringen. Der Vorsitzer dieses Komitees ist Edward Willems.

Etliche von den Plätzen die von dieser Gruppe besucht werden, sind Marion County Gefängnis, Marion County Poor Farm, das Altenheim,, McPherson County Farm, Madora und das Hospital und Altenheim in Gössel.

Unser Wunsch und Gebet sind, daß Gott geehrt und Seelen für Gott gewinnen könnten werden.

Luella Lohrenz

Mennotisches Archiv in Canada.

(Schluß.)

Einige Ansichten vom Brückenbau am Dnjepr; Zur neuen Heimat. Auswanderung aus Rußland; Geschichtlicher Bericht davon, wie Mennoniten von Nordamerika ihren Glaubensgonssen in Rußland geholfen haben. M. B. Fast; Oraibi Marriage Customs. Rev. H. Voth; Biographien von Männern unseres Volkes. Beobachtungen, Erinnerungen und Erfahrungen. M. B. Fast; Who's Who among the Mennonites. Dr. A. Warkentin; Die Bibelschule zu Tschongraw; Kann ein Gotteskind verloren gehen? (Heilswahrheiten). F. F. Isaak; Die Entrückung der Heiligen und der Richtstuhl Christi; Revolution und Reformation in Rußland. B. Unruh; Aufruf an die Gemeinden zur Gründung des Archivs in Halbstadt. Dazu: Aufruf an die Christen; Der mennonitische Schächer. P. M. Friesen; Im Dienste des Meisters. Js. Friesen; Mennonitisches Jahrbuch. 1 Band; Namen der Chortitzer Oberschulzen; Namen der Chortitzer Aeltesten; Ernteerträgen, nebst Viehbestand (Bericht). J. Töws; Eine Bekehrung im Jahre 1826. Alte Schrift; Klaus. Unsere Kolonien; Züge aus meinem Jeben. Js. Fast; Gedichtsammlung. J. Klassen; Zeichnungen von Joh. J. Janzen; Plan der Mennonitenkolonien in Paraguay;

Weiter sind im Archiv allerlei Notitzen. Auszüge, Zeitungsausschnitte, Zeichnungen, Plänen, Bildchen, Briefe, die Raummangelshalber nicht alle genannt werden können. Sie sind aber mehr oder weniger wertvoll.

Sehr viel Material an Geschichtchen, Erzählungen, Beschreibungen, Abhandlungen, Betrachtungen, Gedichten usw., finden wir in allerlei Zeit- und Wochenschriften, die wir halten, niedergelegt.

Es ist somit manches da, und vieles könnte schon verarbeitet werden. Andererseits aber fehlt noch viel — wir besitzen, z. B. noch nicht einmal die Geschichte der Mennoniten von P. M. Friesen.

B. Sch.

Einladung.

So der Herr will, gedenkt die Gemeinde zu Dalmeny, Sask. vom 20. bis zum 24. Februar ihre jährliche Bibelwoche zu haben, wozu alle. die es möglich machen können, eingeladen sind. Wir gedenken am Vor- und Nachmittag den 1. Johannes Brief zu betrachten.

So Gott will, wird Bruder Abr. Nachtigal unter uns sein, welcher an den Abenden mit Evangelisationsansprachen dienen wird.

Wollen den Herrn gemeinsam bitten, uns dann mit Seinem reichen Segen zu besuchen.

Jacob Lepp.

Kelstern, Sask.

Unaufhaltsam fliegt die Zeit an uns vorbei, wir müssen mit, ob es uns gefällt oder nicht. Kaum waren wir an der Jahresgrenze angelangt, und heute sind wir bereits den halben Januar durch.

Blicken wir zurück in das Jahr 1938 so finden wir das manches uns nicht gefällt, und hätten wir es im voraus gewußt, was uns das Jahr bringen würde, hätten wir uns warscheinlich davor gefürchtet. Freude und Trauer lag nebeneinander, Angst und Schrecken hielt die Welt in Banden, Zank und Streit war an der Tagesordnung, aber auch glückliche Zeiten, wo Sünder zusammenbrachen und Gott lobten und so froh waren, und Gotteskinder gestärkt wurden, und neuen Mut bekamen den Kampf frisch aufzunehmen. Auch durften einer und der andere zur letzten Ruhe eingehen. Neun Mal durften wir an frischen Gräbern stehen und teil nehmen, an dem Schmerz der Betroffenen. Dann auch wieder wurden sich junge Menschen einig, ihren Lebensweg gemeinsam zu gehen und wir nahmen auch teil an der Freude. Andere wieder hatten die Gnade an ihren 25 Meilenstein im Eheglück anzulangen auch dort nahmen wir teil. Dann hatten drei Paare das seltene Glück, ihr 50-jähriges Jubiläum zu feiern. Hier wurde besonders die schirmende Hand Gotttes hervorgehoben, und wir waren ganz bei der Sache und nahmen teil an den Segnungen. Dieses und vieles mehr geht uns durch den Sinn, wenn wir uns Zeit nehmen und ein klein wenig stille stehen und im Geiste uns das alte Jahr vorbei ziehen lassen. Was wird uns nun das neue bringen? Wir sind noch nur kaum ein Schritt drinnen und doch müssen wir schon Trauer berichten. Es betrifft dieses die Familie Peter P. Block. Es war wohl am 3. Januar als Br. Block krank wurde, und sich hinlegte. Nach Aussage des Arztes war es Lungenentzündung und zwar an beiden Lungen, dazu auch Brustfellentzündung, sodaß es gleich ernst war und er wohl selber wenig Hoffnung hatte, auf gesund werden. Er machte sich fertig zum Sterben und war gefaßt, froh im Herrn und sehnte sich Heim zugehen, obzwar er auch gerne wäre hier geblieben bei seiner Familie, wenn es so des Herrn Wille wäre, aber er sagte ganz bestimmt: „Des Herrn Wege sind richtig." Donnerstag am 12. Januar wurde er erlöst. Die Familie, konnte es zwar nicht verstehen, der Vater, Versorger, so schnell fort, seine Frau mit vier Kindern hinterlassend welche alle noch sehr jung sind. Von seinen Kindern der ersten Frau war nur Lydia zur Zeit daheim, die anderen in aller Welt zerstreut, sodaß zum Begräbnis nur drei von den sechs Kindern konnten Teil nehmen. Das Begräbnis fand Dienstag von der M. B. Kirche aus statt. Es war sein persönlicher Wunsch von hier aus Begraben zu werden, hatte er doch früher auch zu dieser Gemeinde gehört. Das Lied:

„Selig in Jesu Armen" wurde leise von der Versammlung gesungen als der Sarg herein getragen wurde. Die drei Görtz Brüder Peter, Abram und Jacob, F. Brown, W. Hotz und T. Bellamy trugen den Sarg. Der Chor eröffnete die Trauerfeier mit einem passenden Lied in der Landessprache. Rev. J. J. Knelsen sprach in Deutsch über Psalm 90, 12. Rev. Scott von der Penticostel Gemeinde sprach in der Landessprache über 2 Kor. 5 und Luk. 12, 15—21. Dann sprach Rev. Knelsen weiter in Deutsch und legte sich den 77. Psalm zum Grund. Dann verlas er das Lebensverzeichnis und machte Schluß.

Der Dahingeschiedene war 52 Jahre und 6 Monate alt. In der ersten Ehe gelebt, 15 Jahre, wo ihn 4 Söhne und 2 Töchter betrauern. In der zweiten Ehe fast 12 Jahre gelebt und bleiben zurück 3 Söhne und 1 Tochter. 1 Schwiegersohn, 1 Schwiegertochter, 2 Schwestern, 3 Halbbrüder und ein großer Verwandtenkreis. 2 Söhne, Henry und Clifton waren auf dem Wege Heim vom hohen Norden und konnten zum Begräbnis nicht hier sein. Das Grab aber bleibt offen bis auch sie noch einmal ihren entschlaffenen Vater gesehen haben.

In Kelstern hat die Co. Elev. Company ihren Auffaufer, Mr. F. Nash der schon lange Jahre für sie Weizen gekauft hat, entlöhnt. In Queen Centre Schule haben sie einen neuen Lehrer, Mr. Jac. Neufeld von B. C.

Bekanntmachung.

In der Mennoniten Kirche in Winnipeg, Ecke Sargent und Sherbrook Straße, in der sonntäglich vormittags und abends und auch an den Donnerstag Abenden gottesdienstliche Versammlungen stattfinden, soll, so Gott will, **Sonntagabend, den 5. Februar, ein Jugendprogramm zur Ausführung gebracht werden,** wozu besonders, sowie zu allen anderen Versammlungen herzlich eingeladen wird.

Benjamin Ewert,
Prediger.

Mitteilung.

Auf das Anerkennungs- und Dankbekundungsschreiben der mennonitischen Prediger und Aeltesten von Canada an Herrn Premierminister Neville Chamberlain, ist ausgangs Dezember v. J. von dem Unterzeichneten folgende Erwiderung von London, England erhalten worden; welches hiermit Interessenten mitgeteilt wird.

„Ich bin vom Premierminister ersucht worden, Ihnen zu danken für den Brief vom 10. Oktober, in welchem Sie den Text einer Resolution angeben, die auf einer Zusammenkunft von Bischöfen und Predigern der Mennonitenkirche von Canada angenommen worden ist. Herr Chamberlain ist den Betreffenden gegenüber dankbar für die großmütigen Außdrucke, mit welchen diese auf seine Arbeit bezugnehmen."

An unsere Distrikte in Manitoba.

Wir schicken in diesen Tagen ein Rundschreiben an alle Distrikte mit der Bitte, dieses im Distrikt bekannt zu machen. Das wird zu dieser Jahreszeit auf vielen Stellen nur nach der Andacht am Sonntag möglich sein. Darum bitten wir sehr.

Den Distrikten, die uns in unserer Arbeit weitgehend unterstützt haben, möchten wir auch auf diesem Wege herzlich dafür danken. Die wenigen, die sich nur recht lau, oder in einzelnen Fällen garnicht an unserer Arbeit beteiligen, bitten wir auch das Rundschreiben vorzulesen und Hand an's Werk zu legen. Niemand darf beiseite stehen, wo es unsere gemeinsame Sache betrifft!

Das Provinzialkomitee von Manitoba,
28. Januar 1939.

Majors Einzige im Kriegsjahr

Erzählung für erwachsene deutsche Mädchen und für alle, deren Herzen jung bleiben.

von

Marga Rahle

(Fortsetzung.)

Der leicht spöttische Ton, mit dem der Vater die Angelegenheit behandelte, gefiel Tosia ja nun eigentlich gar nicht. Aber sie wollte ein Auge zudrücken. Es war jedenfalls im Augenblick klüger und ersprießlicher. —

„Also höre, Väterchen, dieser Rolf kommt nämlich jetzt mit Rose-Marie hierher."

„So."

„Auch zur Erholung von einer Verwundung. Drei Kriegsorden hat er. Das Eiserne Kreuz und zwei andere......"

„Das ist ja schön."

„Ach, Pappchen, du hast gar kein Interesse für meine Angelegenheiten!"

„Deine Angelegenheiten?! Ja, wieso ist den dieser reizende, junge Mann deine Angelegenheit?"

Tosia biß sich die Lippe. Da hatte sie sich verschnappt. Aber eigentlich wollte sie ja den Vater so ein klein wenig zum Vertrauten der Dinge machen, die nun kommen würden. Und wenn es eben auch nur das bloße Erscheinen Rolfs auf der hiesigen Bildfläche war.

„Ich meine nur so," sagte sie nach diesen Ueberlegungen leicht obenhin. „Er ist doch Rose-Maries Bruder, und..... und......."

Und plötzlich, alle soeben gemachten Erwägungen über den Haufen rennend, schlang sie die Arme um des Vaters Gestalt und preßte ihr Gesicht fest gegen seine Brust.

„Väterchen, ich könnte ihn nie heiraten. wenn er dir nicht auch sehr gut gefällt... und überhaupt.....ist das Heiraten nicht doch recht schwer?"

Ergriffen schaute der Major auf sie nieder.

War aus seinem Kinde, aus seinem kleinen Mädchen denn nun wirklich schon ein ganzer, große Mensch geworden, der an den Bau seines eigenen Schicksals ging? So unfaßbar dünkte ihn das. Und doch! Wäre es nicht schön und beruhigend, gerade jetzt. wo er nicht wußte. ob ihm eine Wiederkehr beschieden war, sein Kind einem edlen, tüchtigen Manne anzuvertrauen?

Sanft streichelte er ihre glühende Wange.

„Wenn du dich ernst geprüft und gefunden hast. daß du ihn von ganzer Seele liebst, daß du dein eigenes „Ich" vollständig und freudig aufgeben und ihm unterordnen kannst, daß dir nichts zu schwer und zu viel wird für ihn, wenn dir solche Auf- und Hingabe nicht ein Opfer, sondern ein Fest werden kann, dann heirate ihn....denn das ist die Ehe — —!"

In erschütternder Betroffenheit lauschte Tosia diesen schweren Worten.

So sollte die Ehe aussehen? So?! Und sie hatte gedacht, Rolf müsse ihr die Hände unter die Füße breiten, müsse ewig nach ihren Wünschen fragen, müsse beglückt sein, wenn sie nur freundlich lächelte.......

Früher würde sie aufgefahren sein, würde gelacht haben bei einem solchen Ansinnen. Würde abgewehrt und gerufen haben: Nie und dreimal nie!

Aber was war doch der Krieg für ein guter Lehrmeister gewesen! Wie hatte er durch die Ströme von Blut und Tränen, die geflossen waren, eingewirkt auf ihr eigenwilliges, selbstsüchtiges Herz!

Sacht stahl sie ihre Finger in die Hand des Vaters.

„Dann ist die Ehe also nur ein schweres Opfer, Papa?" fragte sie leise.

„Nein, mein geliebtes Kind! Dann wenn du sie so auffassest. dann ist sie höchstes Glück, dann wird dein Herz von Seligkeit erfüllt sein ohne Ende. Und wenn du einen wahrhaft edlen Mann hast, so denkt er ebenso wie du. Und dann kann es kommen, daß deine Ehe ein wahrer, edler Wettstreit wird, wer nun derjenige sein darf, der opfert und aufgibt —", mit schwachem Lächeln, voll unendlicher Güte sah er ihr in die Augen. „Nun. was sagt mein Töchterchen?"

Nachdenklich, mit schwerem Herzen schaute sie ins Weite.

„Ich werde mich ernstlich prüfen. ich werde mir immerzu vor Augen halten, ob ich dazu wohl imstande bin, Väterchen....... und dann werde ich ja sehen."

Sie küßte innig seine Hand, und schweigend, in tiefen Gedanken wanderten sie weiter durch den würzig duftenden Hochwald der Stadt zu, über der die Fahnen wehten. — — —

„Rolf.......!!"

Tosia rief es in freudigem Schreck, als sie. von dem Spaziergang mit dem Vater heimkehrend, dessen Zimmer in dem zum Lazarett umgewandelten Hotel betrat.

Draußen, auf dem geräumigen Balkon, saß Frau Eschenhorst mit dem Geschwisterpaar, das vor einer Stunde aus Hamburg eingetroffen war.

Rolf wollte aufspringen. Doch mit einem schmerzhaften Verziehen des Gesichts griff er zu dem Stock, der neben ihm stand, und humpelte auf Tosia zu.

„Tosia!" sagte er, mit von unendlich innigem Wohllaut gesättigter Stimme dann noch einmal: „Tosia!"

Da er den rechten Arm in einer Schlinge trug, ergriff er mit der Linken ihre dargebotene. leicht bebende Hand und küßte sie. Dann verneigte er sich tief vor dem Major.

„Willkommen, mein tapferer, junger Held!" sprach Tosias Vater schlicht und herzlich.

Aufgeregt fielen Tosia und Rose-Marie sich um den Hals. Beide fühlten beklommen die Bedeutung dieser Zusammenkunft. Und überdies war Tosia sehr erschrocken, Rolf so sehr viel mehr Invalide zu sehen, als sie sich vorgestellt hatte.

Darüber nun beruhigte er sich rasch. Das sähe nur so aus. Nach ein paar Bädern würde er ein gesunder Mann sein.

„Oh, nur nicht gar zu schnell!" lief es fix und unbedacht über ihre Lippen.

Dankerfüllt für das liebe Wort sah Rolf sie an, während Major Eschenhorst meinte, der letzte Teil seiner Genesung sei hier auch überraschend schnell vonstatten gegangen.

Rose-Marie brach auf.

„Ich muß jetzt dafür sorgen. daß mein lieber Patient Ruhe bekommt. Die Reise war doch recht anstrengend." Und mit Tosia vorausgehend, leise: „Schade, ich hatte es mir so hübsch vorgestellt, dich in eurer Pension allein im Garten aufzustöbern. Aber das Nest war leer."

„Vielleicht ist es auch besser so," entgegnete Tosia ernst. „Ich muß mich noch sehr genau prüfen....."

„Ach, bist du damit noch immer nicht fertig!" schalt die junge Frau in verzeihlichem Unwillen. Worauf Tosia fest zur Antwort gab:

„Im Gegenteil, ich fange heute eigentlich erst damit an."

Das klang nun vollends orakelhaft.

„Ach, Tosia, was ist mit dir?" fragte die junge Frau betrübt. „Aus dir klug zu werden, ist nachgerade ein unmögliches Kunststück!"

Doch es ging im Augenblick nicht an. das Gespräch fortzuführen, zu viele Ohren waren da herum. Man traf Verabredungen für morgen. Während Rolf den Arzt aufsuche, wollte Tosia Rose-Marie helfen, sich ein wenig einzurichten. Entfernungen gab es zum Glück nicht. Die Gärten der Pensionen lagen ganz nahe beieinander.

Tosia drückte Rolf zum Abschied die Hand. Jedoch den Blick hielt sie zu Boden gesenkt und sah nicht den Ausdruck banger Frage in seinen tiefen, grauen Augen. Als er aber schon nichts mehr für heute zu hoffen wagte strich an seinem Ohr noch ein weicher. beglückender Laut hin:

„Gute Nacht, lieber Rolf!"

Wortkarg suchten die Geschwister ihr neues Heim auf. Beide fühlten ihr Herz recht bedrängt. Daß doch Tosias Natur selbst dem vertrautesten Menschen immer neue Rätsel aufgab!

„Sie soll nun endlich Farbe bekennen!" sagte die junge Frau ärgerlich bei der unter vier Augen eingenommenen Abendmahlzeit mit ungewohnter Entschiedenheit. „Das geht so einfach nicht weiter."

„Laß sie, Schwesterchen", wehrte Rolf müde ab. „Sie muß selbst wissen, was sie will. Man darf sie in keine Weise beeinflussen. Sonst gäbe es, wie sie geartet ist, nimmermehr ein Glück."

„Sie quält dich!" rief Rose-Marie unmutig, „sie ist launisch und....."

„Wie ich sie beurteile, wird sie am meisten unter diesem Zwiespalt leiden". sprach Rolf ernst. „Wir müssen sie unbeirrt ihren Weg gehen lassen, und wie schließlich ihre Entscheidung auch fallen möge....ich muß mich ihr beugen." —

Früher, als er erwartet worden war, kehrte Rolf am folgenden Tage vom Arzt zurück.

In einsilbiger, unfroher Geschäftigkeit traf er die Freundinnen.

„Mich hat unbedingt ein Talisman beschützt!" bedeutungsvoll drückte er seine Hand auf die Brusttasche, während ein innig-schelmischer Blick Tosia streifte, „auch hier können die Aerzte kaum begreifen, wie wunderbar gnädig es die Kugeln mit mir gemeint haben."

Und um die Ungemütlichkeit der Stimmung ein wenig zu bannen, tischte er kleine, fröhliche Feldzugsanekdoten auf.

Tosia lachte vergnügt, während Rose-Marie mit einer nichtigen Entschuldigung das Zimmer verließ. Sie fand, daß den beiden mal Gelegenheit gegeben werden müsse, sich ohne Zeugen zu sprechen.

Erstaunt und ein wenig verwirrt sah Tosia sich so absichtlich fast dem jungen Offizier allein gegenüber. Aber ihre gerade, ehrliche Natur fand sofort das Richtige. Denn sie war sich wohl bewußt, daß Rolf ein Recht hatte, sich über sie zu wundern.

Ohne Zögern ging sie auf ihn zu und ergriff mit ihren beiden Händen seine Linke.

„Rolf," sagte sie mit lieblicher Schüchternheit, „ich muß einmal ganz offen mit Ihnen sprechen. Das bin ich Ihnen schuldig. Sie denken vielleicht, ich wäre launenhaft und hätte Lust daran, Sie zu quälen. Aber wie könnte ich das wohl gegen einen lieben Menschen. der fast ein Jahr lang sein Leben für mich und das Vaterland aufs Spiel gesetzt hat?! Nein, aber in neue, schreckliche Zweifel bin ich gestürzt......."

Und sie erzählte ihm das Gespräch mit ihrem Vater. Alles, alles, was er gesagt, und was sie selbst dabei empfunden hatte.

„Und sehen Sie, weil ich — wie ich nun als verständiger Mensch erkenne — glaube, daß meine Eltern schwere Jahre durchgemacht haben, bevor sie sich dieses Leben voll Harmonie und sonnigen Glückes errangen. darum gebe ich so unendlich viel auf die Worte meines Vaters. Es wäre Frevel, wollte ich sie ungehört in den Wind schlagen."

Still und aufmerksam hatte Rolf ihr zugehört. Es rührte ihn tief, wie sie da so als liebes, gläubiges Beichtkind vor ihm stand und ihn in jede Falte ihres Denkens schauen ließ. Immer tiefer ward dadurch ja seine Liebe dadurch, immer heißer der Wunsch, sie möchte sein werden.

Aber dennoch mußte er ihr in ihrem Zaudern recht geben. Und er versprach, auch sich selbst zu prüfen, ob er der „wahrhaft edle Mann" sein könne und werde, den sie mit solchen Vorsätzen verdiene.

Als Rose-Marie mit einem kleinen verschmitzten Lächeln zurückkehrte, fand sie zu ihrer größten Enttäuschung kein Brautpaar vor. Und auch in der Folge wickelte sich der allerdings eifrig gepflegte Verkehr fröhlich und harmlos, aber fern von den Bahnen der Liebe ab.

Rolf hatte sich vor Major Eschenhorsts Abreise dessen Einwilligung geholt, sich das schwierige Herz seines Töchterchens erringen zu dürfen. Und so verbrachte man nun jede nur mögliche Minute miteinander.

Viel zu viel Zeit nahm ja.schon die Kur in Anspruch. Desto mehr genoß man dann aber den Rest des Tages in den lauschigen Gärten bei eifriger Zusammenarbeit. Denn nur selten gönnte man sich ein Hinausfliegen in die einzig schöne Natur. Die ernste Zeit schien niemand dazu angetan, um an Vergnügungen zu denken.

(Fortsetzung folgt.)

Zerissen.

Die griechisch-katholische Kirche feiert Weihnachten und das Radio bringt den Gottesdienst der Russen. Sie singen:

„Gospodie pomyluj".

Das Wort reißt mich fort, fort nach Rußland. Croß und weit liegt es da, das Land, wo einst unsere Väter ein Heim fanden, wo sie von höherer Hand geborgen wurden, wie ein Henne ihre Küchlein deckt, wie einst Israel in Aegypten Zuflucht fand, wo es zum Volk auswachsen konnte.

„Gospodie pohyluj," singt der Chor auf die Ansage des Priesters. Sie beten für ihr Volk, das vielgeprüfte. Ob wir, die wir in Rußland geboren sind, die wir mit unseren Vätern und Großvätern dort lange Zeit hindurch so wunderbare Vorrechte genossen, unter außerordentlichen, günstigen Möglichkeiten uns entfalten konnten, ob wir dieses Landes u. seines Volkes auch rechtschaffen vor Gott und Menschen gedenken?

„Gospodie pomyluj!" Millionenfach ist dieses Gebet auf Rußlands weitem Raum gesungen und gesagt worden, und niemand weiß, wie oft es höher als bis in die hochgewölbten Kuppeln der mächtigen Kirchentürme steigen konnte. Es kam sicher nicht immer aus einem demütigen, zerschlagenen Herzen, sonst hätte das arme Land wohl nicht in die großen Tiefen der Not kommen mssüen. Sicher aber ist, daß das Wort unseres großen Erbarmers in Offb. 3, 19 „Welche ich lieb habe, die strafe und züchtige ich" auch diesem Volk gilt. Es ist mir unerklärlich warum dieses Volk, mit seinem weiten Herzen mit seinem weichen Gemüt, die Liebe Gottes nicht inniger erfaßt hat, sondern als Volk durch Jahrhunderte in der Form eines Cottesdienstes hängen geblieben ist.

„Gospodie pomiluj." „Herr, erbarme dich!" Wie verschieden das klingt. Das erste ist weich, so weich, daß es fast zur Schmeichelei werden will, die es sich vorbehalten möchte bald mit derselben Angelegenheit wieder kommen zu dürfen. Das zweite Wort ist herb, fast hart, aber unerbittlich offen und tief. „Hier bin ich, mit dem ganzen Elend und Schuld meiner Seele, welche ich nimmer durch dein Gericht, o Gott, tragen kann." Ja, was immer ich in russischer Sprache Schönes gesungen, gesagt, gelesen und gedacht habe, meine Muttersprache ersetzte sie mir nie. Wie sollte ich doch anders zu meinem Herrn reden wollen als es, wie ich mich ihm am besten hingeben kann?

„Roschdestwo Twoe Christi Bosche," singt der Kirchenchor. Sehr früh standen wir Kinder am Weihnachtsmorgen auf, um uns unserer Geschenke zu freuen und fast so früh kamen auch die russische Wünscher und begrüßten uns mit dem durch ganz Rußland gesungenen Kirchengesang. Diese Gesänge gehörten für uns mit zu den Feierlichkeiten des schönen Festes und wir hätten sie fast ebenso schmerzlich vermißt, wie den Weihnachtsbaum. Darum öffnete ich den Wünschern gerne die Türen und gab ihnen, was ich eben geben durfte.

Ich hatte meine Jungen rufen lassen, damit sie auch den Kirchengesang anhören sollten. Sie kamen, sie standen eine Weile und horchten, lächelten dann aber und gingen wieder an ihre Arbeit. Später als ich mit ihnen über den russischen Gesang sprach, meinte der eine: „Es ist doch sehr unhändig, daß die Russen nicht mit uns anderen zugleich Weihnachten feiern." Da merkte ich, daß das Band zwischen mir und der alten russischen Heimat nicht nur tiefe Risse hatte, sondern, daß es in meinen Kindern schon zerrissen ist.

Alles was „händig" ist spricht uns hier mehr an als irgend welche Sentimentalitäten, und „händig" ist hier besonders die englische Sprache. Wie leicht gibt sie sich doch besonders den Kindern.

Auch meine kleine Tochter merkte aus dem Interesse, welches ich an dem russischen Gesang hatte, daß ich dabei etwas anderes empfand als sie und so fragt sie mich in ihrer Art: „Papa, bist du auch ein Russe?"

„Nein," sage ich, „ich bin einmal in Rußland gewesen."

„Papa, was bist du jetzt denn?"

Ja, was bin ich jetzt? Was soll ich darauf antworten, wenn damit die Volkszugehörigkeit gemeint ist? In Rußland bin ich als Kind mennonitischer Eltern geboren. Doch es ist uns ja schon gut eingebläut worden, daß wir als Mennoniten kein eigenes Volk sind, und um unsere Deutschverbundenheit ist in letzter Zeit nicht wenig gegeben worden. Mein Dochting aber drängt und ich gebe gerne zu, daß man sich über solche Frage nicht lange besinnen sollte, so sage ich denn: „Ich bin jetzt ein Canadier."

Da schaut sie mich mit strahlenden Augen an und ruft: „Papa, ich bin eine rechte Canadierin!"

„Wie meinst du das, mein Kind?"

„Nun, ich bin hier geboren, ich liebe Canada?" Ja, sie ist zu Hause und hat kein Heimweh und weiß nicht, daß ich lauter Heimweh bin, denn was einst mein war, wird eines nach dem anderen von mir gerissen: die Heimat, die Muttersprache. — Noch gilt zwischen mir u. den Kindern allein das deutsche Wort, aber in meinen Kindern reißt die Verbundenheit mit demselben.

„Roschdestwo Twoe Christi Bosche." Hört nicht in der Ceburt Jesu auf Jude, Grieche, Russe und Deutscher? Gilt da nicht allein die Einheit in der Liebe zu unserem Herrn und Heiland als alles umfassendes Band?

Seit Alters haben sich Gleichgesinnte unter den Christen zusammengeschlossen, und da sehe ich mein Volk, welches auf diesem Wege zum Volk wurde. Ich sehe, wie es durch Verfolgungen, Leiden, Tod ging und doch an seinen Grundsätzen, die in der Schrift wurzeln, festhielten. Den größten Anstoß nahmen die anerkannten Kirchen zuerst an der Wiedertaufe unserer Väter, aber auch die Eidverweigerung und Wehrlosigkeit galten alle unstatthaft und wurden mit Folter und Tod bestraft. Zu der Zeit wurden unsere Väter auf dieser Erde heimatlos. Sie wanderten von Ort zu Ort und ließen sich da nieder, wo man sie wenigstens zeitweilig duldete. Hörte die Duldung auf, dann erhoben sie sich und zogen weiter, nur an ihr Bekenntnis gebunden. Zwar gingen auch früher solche Auswanderungen nicht schmerzlos und auch nicht ohne Verluste von statten. Auf manchen Stellen blieb ein gut Teil zurück, die lieber eine Erweichung der Grundsäbe annahmen. Die anderen aber trugen die Fahne ihres Bekenntnisses weiter.

Gegenwärtig werden wir hier in Canada von außenher geduldet. Niemand drängt uns unseres Glaubens wegen. Jedoch von innen heraus macht sich ein Drang immer mehr fühlbar, der uns vielleicht mehr treffen wird als wir bisher von außenher getroffen wurden. Man orientiert sich an Vernunftgründen und will die Glaubensgrundsätze, die unsere Väter wider alle Vernunft teurer als Heimat und Volk achteten, nicht mehr gelten lassen, weil sie mit gegenwärtigen Lebensbedingungen unvereinbar sind. Ich empfinde, wie auch dieses letzte Band in uns zerreißen will.

„Gospodie pomyluj," fällt der russische Kirchenchor auf die Ansage des Priesters ein und mir ist's als sollte auch ein jeder von uns und wir als Volk zu dem großen, tiefen Ruf des Herzens: „Herr, erbarme dich!" kommen, damit wir alle Dinge nicht im Lichte unserer Vernunft, sondern im Lichte des ewigen Wortes unserer Herrn sehen.

J. B. Wiens.

Aus der Zeit des Selbstschutzes.

Von einem unserer Vordermänner bin ich aufgefordert worden, mehr über die Vorgänge unter uns Mennoniten im Süden Rußlands während der Zeit des Selbstschutzes in unsern Blättern zu veröffentlichen. Im Besondern wurde gewünscht, über das Verhalten der Wehrhaften zu den Wehrlosen zu berichten. Unter Wehrlosen verstehen wir hier die Jungmannschaft, die aus Gewissensbissen sich weigerten, das stählerne Gewehr zum Töten von Menschen gegen solche zu brauchen.

Wohl kann ich in dieser Sache nichts Vollkommenes bringen, denn einmal waren wir Wehrlose als solche damals nicht organisiert, und zweitens habe ich als Wehrloser damals scheinbar nicht am Meisten in dieser Sache mit den Wehrhaften zu tun gehabt. Dennoch will ich hier hauptsächlich Selbsterlebtes bringen, denn die vielen Erzählungen in dieser wie auch in anderen Sachen stimmen nicht immer überein.

Die Entstehung des Selbstschutzes ist eine Sache für sich. Erwähnungswert davon ist hier, daß die männliche Jugend der reiferen Jahren in Halbstadt zur Zeit, als das deutschländische Militär unsere Gegend eingenommen hatte, unter Anleitung von Männern aus diesem Heer gemeinschaftliche Uebungen vollführten. Als diese Jugend auf dem Ludendorffeste in Neuhalbstadt, welches wohl das erste dieser Art in unserer Gegend war, zeigte, was sie im Turnen und Springen, vielleicht auf im Exerzieren leisten konnte, wurde ihr großes Lob zuteil. Die Weitersehenden unter uns schüttelten wohl im Geiste die Köpfe; die Helden aber blieben jene.

Zur Zeit des Selbstschutzes zeigte unser Volk wieder, was es verrichten kann, wenn es sich einig ist. Die, welche sich entschieden für die Wehrlosigkeit hinstellten, waren dort damals nur Ausnahmen, und so viel ich weiß, wurde von unserer Behörde keine Gewalt ausgeübt, uns Wehrlose zum Gewehr zu zwingen, wie wohl damals schon Erzählungen solcher Art im Gange waren.

Wenn ist vorher erwähnte, daß die Wehrlosen als solche nicht organisiert waren, so muß ich nun hinzufügen, daß auch die Wehrhaften nicht als Organisation gegen uns standen. Vielmehr zeigten sie uns eine Art Mitleid und warben unter den Wehrlosen, und das mit Erfolg. Mein leiblicher Bruder, der sich auch zum Gewehr bekannte, rechtfertigte seine Stellung vielfach damit, was ein damals bedeutender Prediger der M. Br. Gem. H. B. bezüglich des Selbstschutzes gesagt hatte. Doch wurden auch ziemlich ungeschickte Werbungen vollzogen. Es war zur Zeit, als der Selbstschutz aufblühte. An einem Sonntagnachmittag wurde von H. aus ein Angriff auf das große weitentlegene Russendorf Tschernjiewka unternommen. Viele der Selbstschützler kamen zu Fuß bis zu unserem dorf P., das damals noch wehrlos war, und forderten daselbst wohl durch den Schulzen, Fuhrwerke. Daß es für Letzteren nicht leicht war, in diesem Falle schnell viel Fahrzeuge zuwege zu bringen, ist sehr verständlich. Wir P—er aber hielten das Unternehmen des Selbstschutzes für solches, daß z. T. durch Lust zu Abenteuer unternommen wurde. Daß diese unsere Meinung nicht ganz grundlos war, bewiesen die Jungen, die unser Fuhrwerk in Beschlag nahmen. Auch läßt dieses sich aus Lehrer H. Schröders Schilderung bezüglich dieses Ausrückens deutlich herauslesen, wie wohl Sch. sehr für den Selbstschutz eintritt. Unser Schulze, der ein treuer Amtmann auch dem Selbstschutze gegenüber war, und der viel von unserer Kirche hielt, hat später hin und wieder erzählt, wie er bei dieser Gelegenheit vom Sohne eines unserer Aeltesten ausgeflucht worden sei.

Weil die Person, von der ich euch zu berichten hätte, noch in Rußland ist, will ich nicht einmal andeuten, wer sie ist. Der Sache halber aber will ich hier die Tatsache anführen, daß auch Männer, die den Ruf besitzen, unbeugsam zu sein, in jener Zeit auch wankten und ihrer eigenen Lehre von früher entgegen wirkten.

Wer von uns aber will behaupten, daß die Triebe der Wehrlosen alle edel waren? Unter dem Mantel der Wehrlosigkeit konnten sich auch Furchtsamkeit, Faulheit und Feigheit verstecken, und das solches geschehen ist, wäre auch wohl nicht schwer zu beweisen.

A. J. Willms.

— **Montevedeo, Uruguay.** Dreihundert jüdische Auswanderer aus Deutschland und Italien, die in Uruguay eine neue Heimat suchten, fanden sich in Montevideo plötzlich „gestrandet", indem die urugayische Regierung sich weigerte, ihre Paßvisen anzuerkennen.

Das Problem wird noch verwickelter auf Grund der Tatsache, daß noch 200 weitere jüdische Flüchtlinge hier eintreffen werden. Präsident Alfredo Baldonir hat eine Sondersitzung des Kabinetts einberufen, um den Fall zu prüfen. Die 300 Neuanköntmlinge sind offenbar durchweg wohlhabende Leute, denn sie kamen als Passagiere 1. Klasse auf dem italienischen Dampfer „Conte Grande" und bezogen Quartiere in den feinsten Hotels — unter Polizei aufsicht. Die 200 Personen, die noch erwartet werden, kommen als Passagiere 3. Klasse auf dem kleinen französischen Dampfer „Lipari", und ihre Lage dürfte sich zu einer besonders kritischen gestalten.

Die Flüchtlinge, deren Paßvisen von uruguayischen Konsulaten im Ausland ausgestellt wurden, hatten erst, als sie sich fast in Sicht ihrer neuen „Heimat" befanden, erfahren, daß die uruguayische Regierung alle Einwanderungs-Permits, die seit Ende Novembers ausgestellt worden waren, plötzlich rückgängig gemacht hat.

Die rußlanddeutsche Schule an der Molotschnaja unter dem Bolschewismus

Von einem ihrer einstigen Lehrer

Ein rußlanddeutscher Kollege, weiland Lehrer an der Fortbildungsschule in dem deutschen Dorf Lindenau, Molotschnaja, der Spätherbst 1929 mit den deutschen Bauern über Moskau nach Deutschland flüchtete und dann nach Brasilien abwanderte, verfaßte 1931 ein Memorandum über obiges Thema. das die Unterlage meiner folgenden Ausführungen ist.

Heinrich Toews.

I

Das Jahr 1914 bedeutete das Ende der Blütezeit unserer Kolonien an der Molotschnaja, Kreis Berdjansk, ihres wirschaftlichen, geistligen Lebens.

Von den 57 Dorfgemeinden mit stark 12 000 Deßjatinen Land, mit unterschiedlichem Besitz an Geld und Boden, hatte jede eine Elementarschule. Außerdem existierten in der die beiden Wolosten Halbstadt und Gnadenfeld umfassenden Gesamtsiedlung noch drei Zentralschulen in Ohrloff, Halbstadt und Gnadenfeld, zwei Mädchenschulen in Ohrloff und Gnadenfeld, eine Handelsschule in Alexanderkrone. ein Mädchengymnasium und eine achtklassige Kommerzschule (mit dem Programm einer deutschen Oberrealschule) in Halbstadt.

Erwähnt seien außer den Krankenhäusern in Muntau, Ohrloff und Waldheim das Altersheim auf der Kuruschan, Halbstädter Bezirk, die Nervenheilanstalt „Bethania" bei Alexandrowsk (gegr. 1910), die Marien-Taubstummenschule in Tiege (gegr. 1885), das Waisenhaus in Rudnerweide und das Diakonissenheim „Morija" in Halbstadt (gegr. 1909).

Erwähnt und vor allem die Volksschule war der Stolz der Dörfer, die alle Kinder besuchen konnten und mußten —schon sehr früh wurde in dieser Ansiedlung der allgemeine Schulzwang durchgeführt —, während die Fortbildungs- und Mittelschulen nur den Kindern der mehr oder weniger bemittelten Familien zugänglich blieben. Einschränkend muß jedoch bemerkt werden, daß begabten Kindern ärmerer Leute von den Aemtern oder von wohlhabenden Volksgenossen gerne Stipendien zur Verfügung gestellt wurden. und eine ganze Reihe unserer hervorragendsten Führerpersönlichkeiten verdankten diesem Umstand ihre Ausbildung und damit die Möglichkeit, ihre Kenntnisse und ihr Können der Allgemeinheit zur Verfügung zu stellen.

Der 14jährige Elementarschüler konnte, wenn er die Schule verließ, rechnen, schreiben und lesen — russisch u. deutsch; er war durch den geographischen Unterricht mit den wichtigsten Ländern der Welt und ihren Hauptstädten bekannt, u. ihm war die Geschichte Rußlands und der Welt wenigstens in den Grundzügen klar, durch einen gründlichen Religionsunterricht war er bewußtes Glied seiner Konfession geworden und durch besondere Anleitung auch stolzes Glied seiner Dorf- und Bezirksgemeinde.

Die Eelementarschule war die Universität des Dorfes, und der Lehrer nicht bloß „Professor" an ihr, sondern in vielen Fällen auch der Ratgeber. ja der Seelsorger der Bauern und immer Ehrenmitglied der Gemeinde. Zwischen den einzelnen Gemeinden wetteiferte man, den besten Lehrer, das schönste Schulhaus, die anziehendsten Unterrichtsräume zu haben. Auch wenn es bei Anstellungen und Entlassungen von Lehrern hie und da zu unliebsamen Mißverständnissen kam, liefen sie in der Mehrzahl der Fälle doch zu beiderseitiger Zufriedenheit und ohne nachbleibende Verstimmungen ab. Das friedliche Nebeneinanderwohnen und das harmonische Zusammenwirken des Erziehers und der Eltern war die Regel.

Nun brach der Weltkrieg aus. Es wurden auch viele rußlanddeutsche Lehrer mobilisiert, und sie mußten Schule und Familie verlassen und in die Armee gehen. Die vakanten Stellen wurden in den meisten Fällen von blutjungen russischen Lehrerinnen besetzt, denen es an pädagogischer Erfahrung mangelte und vor allen Dingen Sitten, Gebräuche, Sprache. religiöse Vorstellungswelt und sittliche Anschauung des deutschen Dorfes fremd waren. Das mußte zum vollen Mißerfolg in der Tätigkeit dieser meist flatterhaften „Ersatz-Lehrerinnen" führen. In allen Schulen, in denen sie arbeiteten, trat alsbald ein peinlicher Rückgang auf allen Gebieten des Unterrichts und besonders auch der Erziehung ein, zum großen Aerger der Kolonisten, die nun erst so recht ihre eigenen Lehrer schätzen lernten.

Nach dem Sturz der zeitweiligen Regierung (Oktober bzw. November 1917) erfolgte die Demobilisation, und die Mehrzahl der Lehrer konnte einen wahren Freudeneinzug in ihre Schule halten. Ihnen war während des Dienstes in der Armee die Liebe zum Beruf nicht erstorben, sondern gewachsen. Nun galt es, das auf dem Schulacker ausgeschossene Unkraut mit Stumpf und Stiel auszurotten und alles Versäumte einzuholen.

Doch schon sehr bald nach dem bolschewistischen Umschwung in Moskau am 25. Oktober a. St. (= 7. November n. St.) 1917 drangen Lenins Losungen auch ins deutsche Dorf: „Die Schulen ohne Religion!" „Die Religion ist das Opium für das Volk!" und viele andere. Ein Erzittern ging durch die Reihen der verantwortungsbewußten Lehrer. Sie wollte man bei der Gottlosenpropaganda vorspannen, und das bedeutete die völlige Zertrümmerung ihrer moralischen und erzieherischen Existenz gerade im deutschen Dorf!

Vorläufig arbeiteten trotz der Dekrete in Moskau. die wohl nur dort oder höchstens noch in den anderen größeren Städten ihre Anwendung und Auswirkung fanden, die Schulen im Süden nach alter Art weiter, soweit das nicht zeitweilig von Vertretern der örtlichen Arbeiteräte oder von landfremden Unholden (z. B. Matrosen) unmöglich gemacht wurde. Indem aber die Bevölkerung mehr unter furchtbarem Druck, fortwährenden Plünderungen, Mißhandlungen, Entführungen gehalten wurde, wurde auch die regelmäßige Schularbeit fraglich.

Im April 1918 zogen die deutschen Truppen bei uns ein und brachten auch der deutschen Schule eine Neubelebung. In die Hände des Lehrers gelangten deutsche Bücher. Doch schon im November des Jahres hatten die deutschen Truppen wegen des Zusammenbruchs an der Westfront die Ukraine zu räumen.

Dunkle, schwarze Wolken stiegen am Horizont auf.

Die kolonistische Bürgerwehr konnte die Ueberflutung der deutschen Gebiete seitens der Roten und Schwarzen (Anarchisten) März 1919 nicht verhindern. Mit den regulären bolschewistischen Truppen hielten politische Instruktoren („politinstruktory" der politruki"), meist jüdischer Herkunft, ihren Einzug, die ihr Auge vor allem auch auf die Schule warfen.

Wirtschaftlich war damals kaum an Aufbau zu denken. Die einander abwechselnden Parteien im Bürgerkrieg mußten alle vom Bauer leben. Seine Getreidevorräte, seine Pferde, sein Vieh, seine Hühner und seine Kleider mußte er umsonst hergeben, wenn er nicht an die Wand gestellt werden wollte. Aber auch in diesen anarchistischen Zeiten vergaß der Kolonist die Schule nicht! Man staune — gerade in diesen schwersten Zeiten wurden an der Molotschnaja fünf neue Zentralschulen ins Leben gerufen: in Altonau, Rosenort, Lindenau, Liebenau und Gnadenheim. Drei von ihnen mußten allerdings bald eingehen, die Lindenauer hielt sich bis 1929, die Gnadenheimer arbeitete auch 1931 noch. Es wäre abwegig, in diesen neuen Fortbildungsschulen eine Schwächung der älteren Zentralschulen zu erblicken. Von den rund 240 Schülern, die jene besuchten, wäre es höchstens 12 bis 20 Kindern vergönnt gewesen, auf weiter entfernte Zentralschulen zu gehen, weil die Eltern Zimmer und Tisch nicht bezahlen konnten. Die erwähnten neuen Schulgründungen waren jedenfalls der beste Beweis dafür, daß der Kolonist auch in schwersten Zeiten an dem Vorsatz festhielt, sein Kind „schulen" zu lassen. Dieser Vorsatz war in den meisten Fällen während des Militärdienstes in der Brust der mobilisierten Bauernväter gereift.

In der Machnozeit (März 1919 bis Juli 1919), in der vollste Anarchie seitens der „regierenden" Partei frei. Es ist ja auch verständlich, daß Leute, deren Alltagsbeschäftigung Rauben und Morden war, keinerlei Interesse für Volksaufklärung haben konnten. Und dennoch übte gerade auch die herrschende Anarchie den schlechtesten Einfluß auf die Schulen aus. Das Schulleben hob und senkte sich nämlich mit der wirtschaftlichen Existenz der Dörfer. In der Zeit der Teuerung und Hungersnot stockte auch der Unterricht, manche Schulen, insbesondere Fortbildungsschulen, gingen ganz ein, die Lehrer mußten für ein Butterbrot arbeiten und mußten, um ihr eigenes und das Leben ihrer Familie zu fristen, wie zu den Gründungszeiten der deutschen Ansiedlungen zum Nebenerwerb in der Landwirtschaft ihre Zuflucht nehmen. Nur wenige hängten den Lehrerberuf an den Nagel, die meisten waren fest entschlossen, auf dem so schweren Posten auszuharren.

Als nun die Kolonisten nicht mehr in der Lage waren, die Lehrer für ihre Arbeit zu entschädigen, nahm der Staat sie auf sein Budget: Sehr bald war es überhaupt verboten, Lehrer privat anzustellen.

Im Februar 1921 mußten sämtliche Lehrer freiwillig Mitglieder des allgemeinen Lehrerverbandes werden. „In den Verband" — so hieß Punkt 11 der Statuten — „des Ustaw sojusa rabotnikow proswestschenija werden alle Personen, ohne Rücksicht auf Stand, materielle Lage und Anschauuungen, aufgenommen."

Es kam dann die Nationalisierung der Schulen, mit der Abschaffung aller Schulbücher, in denen das Wort „Gott" vorkam, und der Einsetzung verschiedener Schulinspektoren (lauter „Importware" aus Deutschland und Oesterreich: Böttcher, Schusterjungen, Schuhputzer u. ähnliche Gesellen, meist Juden, die die deutsche Sprache zu beherrschen vorgaben). Es herrschten Schmähungen der Autorität des Lehrers und das Selbstbestimmungsrecht der Kinder, während die Lehrer für die „Aufklärungsarbeit" — vornehmlich die antireligiöse — unter den Kindern und Bauern aufgeboten wurden.

Die Lehrer mußten im Dorf Kulturzirkel („kultproswety" — „kulturo-proswetitelnyje kruschki") unter der Jugend gründen und regelmäßige Vorträge, zumeist über das beliebte Thema „Die Abstammung des Menschen", halten. Sodann hatten die Lehrer mit der Jugend Abendvorstellungen, Theateraufführungen usw. zu veranstalten. Der Lehrer mußte ferner in der Bauerngemeinde leitend tätig sein: landwirtschaftliche Vorträge halten, Versammlungen einberufen und dergleichen. Der Religionsunterricht wurde gänzlich verboten. Der deutsche Lehrer mußte zwar die „Biblische Geschichte" beiseitelegen, aber er fand bald einen Ausweg, so z. B. führte man in unseren Schulen die Unterweisung in der mennonitischen Geschichte ein (nach dem bekannten Werk von P. M. Friesen, der die Geschichte des rußlanddeutschen Mennonitentums geschrieben hat). Aber auch diese Arbeit wurde bald abgeschnitten. Es mußten alle deutschen Schulbücher, von der Fibel angefangen, aus dem Schulbetrieb und aus den Schulbibliotheken verschwinden, weil in ihnen allen von Gott dem Herrn die Rede war. Gesuche der kolonistischen Vertretungen um Gestattung freien Religionsunterrichts wurden sämtlich, vielleicht mit einigen zeitweiligen und lokalen Ausnahmen, abschlägig beschieden. Es war ja System in der Sache.

—Deutsche Post aus dem Osten.

— **JPA. Die Dänische Nationalsozialistische Arbeiterpartei** gibt seit 1. Januar d. J. unter dem Titel „Faedrelandet" (Das Vaterland) eine Tageszeitung heraus.

— **Berlin. Die vom Londoner „Evening Standard"** und anderen ausländischen Blättern aufgestellte Behauptung, daß das Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda demnächst aufgelöst werden würde, wird hier von unterrichteter Stelle als unsinnig und frei erfunden bezeichnet.

— **New York. Meldungen von Schiffen** auf dem Atlantik besagen, daß vier Schiffe beschädigt sind oder sich in Seenot befinden. Der norwegische Oeltanker „Jaguar" soll durch den Sturm in zwei Stücke gebrochen sein. Einem Rundfunkspruch zufolge wurde die Mannschaft von einem anderen Dampfer gerettet.

— **Frankfurt a. M. Das Luftschiff** „Graf Zeppelin" führte eine sechsstündige Erprobungsfahrt über dem Rhein-Maingebiet und Süddeutschland aus u. ist darauf im Heimathafen glatt gelandet. Die Erprobungsfahrt verlief zur vollen Zufriedenheit.

— **Spaniens Nationalisten haben die** Hauptstadt von Catalonien, Barcelona genommen. Francos Armeen setzten sofort die Verfolgung der loyalisten Armee fort, um auch die letzte Ecke, die an Frankreich grenzt zu nehmen. Dann wird Franco Madrid und die süd-westliche Ecke Spaniens auch in Angriff nehmen.

— **Deutschlands Außenminister weilte** in Warschau, wo er alle Fragen, die beide Reiche angehen, mit dem Außenminister Polens besprach und sie sollen alle in friedliche Weise geregelt werden.

— **Rt. Hon. R. B. Bennet hat Canada** verlassen, um sein Heim unweit Londons aufzuschlagen.

— **In Winnipeg wurde letzte Woche** ein Kind erwürgt. der von seiner Frau getrennt lebende, u. auch das Kindermädchen, wurden arretiert, doch konnte der Mord noch nicht weiter geklärt werden.

— **Ein Erdbeben hat Chile, Süd-Amerika** heimgesucht, der eine Fläche von etwa 40,000 Quadrat Meilen traf mit einer Einwohnerzahl von 1,600,000. über 30,000 sollen tot und über 50,000 verwundet sein, doch kann sich die Zahl noch erhöhen.

— **Kaiser Wilhelm feierte am 27. Januar** seinen 80. Geburtstag in bester Gesundheit.

— **Die Vereinigten Staaten sind bereit**, an Frankreich Kriegsflugzeuge zu verkaufen.

— **In New York gab es wieder einen** Faustkamuf zwischen dem Weltmeister Joe Louis und John Henry Lewis, beide Neger. In der ersten Runde wurde der Letzte geschlagen.

— **Im canadischen Parlament wurde** vom Finanzminister Hon. Dunning das Budget eingebracht, das einen größeren Voranschlag der Ausgaben vorsieht von $26.912,705.—. Für Aufrüstung wurden $63,435,175 bestimmt, beinahe 30 Mill. mehr als letztes Jahr.

— **England will weitere freiwillige** Soldaten anstellen, wodurch die stehende Armee auf 1,800,000 erhöht werden soll.

— **C. B. Kornelsen von Blumenort** erhielt den ersten Preis als Käsemacher von der jährlichen Konferenz der Käsemacher Canadas.

— **Bezüglich der Vorschläge für Vor**nahme von Verbesserungen auf der Insel Guam erklärte Präsident Roosevelt, daß es sich nicht um Befestigungen, sondern nur um Hafen-Verbesserungen und einige andere Arbeiten handle. welche bei einem Wechsel der Weltverhältnisse sogar ganz unterlassen werden mögen.

Im Staats- und Kriegsdepartement hatte sich ebenso wie im Kongreß Opposition gegen die Befestigung dieser Insel im Stillen Ozean gezeigt, und Berichte über eine geplante Befestigung der Insel hatten in Japan bittere Aeußerungen veranlaßt.

— **Der Pressechef der deutschen Regie**rung, Dr. Otto Dietrich, hat den außergewöhnlichen Schritt unternommen, den Ausland-Korrespondenten persönlich ein emphatisches Dementi der Gerüchte, daß eine durchgreifende Umstellung in hohen Regierungskreisen geplant sei, zu unterbreiten. Dr. Dietrich versicherte, daß diese Gerüchte, die sich auf Feldmarschall Göring, Propagandaminister Goebbels und andere hohe Beamte bezogen, jeder Begründung entbehren, und daß keine Aenderungen im Kabinett geplant seien.

— **Der 10,000 - Tonnen - Kreuzer,** „Seydlitz", das vierte einer neuen Klasse von schweren deutschen Kampfschiffen, wurde in Bremen im Beisein des Oberbefehlshabers der Kriegsmarine, Admiral Erich Raeder, vom Stapel gelassen.

— **Der ungarische Außenminister Graf** Stefan Csaky und Reichsaußenminister Joachim von Ribbentrop konferierten in Berlin, wobei, wie eine amtliche Mitteilung besagte, „alle Deutschland und Ungarn betreffenden Fragen aufgerollt wurden."

— **Deutschland und die Türkei unter**zeichneten ein Kredit-Uebereinkommen, unter welchem der türkischen Regierung 150,000,000 Mark — $60,000,000 — für den Kauf von deutschen Industrie-Erzeugnissen zur Verfügung gestellt werden.

— **Hochw. Dr. Anton Korosheg, ein** katholischer Priester und beliebter Führer der Slowenen, wurde zur Präsidenten des jugoslawischen Senats gewählt. Premier Milan Stoyadinowitsch ist anscheinend mit der Wahl einverstanden. Er hatte den Priester im vorigen Monat als Innenminister fallen lassen.

— **Vollständige Berichte über einen** Angriff japanischer Flieger gegen Chungkin, Chinas zeitweilige Hauptstadt, zeigten, daß wenigstens zweihundert Personen, alle Chinesen, getöten oder verwundet wurden. Schwere Kämpfe wüteten inzwischen im südwestlichen Teil der Provinz Shansi, und die Chinesen berichteten, sie hätten Lishti und Dörfer in der Umgebung zurückerobert. In der Nähe von Hwaiyang im Osten der Provinz Honan wurden laut chinisischen Meldungen 200 Japaner getötet.

—**Eine Meldung von Lloys Agent in** Bombay deutete an, daß der 637 Tonnen große britische Frachter „Cambay" im Arabischen Meer untergegangen ist, wobei vierzehn Personen das Leben verloren.

— **Berlin. Die Ernennung des Haupt**manns Fritz Wiedemann, persönlicher Adjutant des Reichsführers Adolf Hitler, zum Generalkonsul in San Francisco wurde amtlich bekanntgegeben.

In amtlichen Kreisen wurde in Abrede gestellt, daß die Ernennung eine besondere politische Bedeutung habe. Wiedemann habe schon immer gewünscht nach Californien zu gehen, und der Führer habe diese Gelegenheit ergriffen. um seinen Adjutanten für treu geleistete Dienste zu belohnen.

Wiedemann tritt als Generalkonsl an die Stelle des Freiherrn Manfred von Killinger, der in besonderer Eigenschaft — die Ausbildung junger Berufsdiplomaten — an das Reichsaußenamt in Berlin berufen wurde.

Wiedemann, 47 Jahre alt, war der Kommandant der Kompagnie, in der Hitler während des Weltkrieges als Unteroffizier gedient hatte.

— **London. Premier Neville Chamber**lain hat es abgelehnt, die britische Politik der Nichteinmischung in Spanien zu ändern. Er hat einen internationalen Plan für Ernährung der spanischen Ziviliften abgelehnt. erklärte jedoch, daß England unoffizielle Hilfsorganisationen für Ernährung der spanischen Zivilisten unterstützen wird.

Der Führer der Arbeiterpartei im Parlament hat verlangt, daß das Parlament einberufen werde, um die Spanienhilfe zu besprechen. Chamberlain lehnte dies ab.

Zweitausend Kommunisten, die sich unter den Rufen „Waffen für Spanien!" nach der Downing Street begeben hatten, wurden von berittener Polizei vertrieben

— **Paris. Die französische Regierung** hat sich dem britischen Druck gefügt und beschlossen, die spanische Grenze geschlossen zu halten. Das Kabinett Daladier setzt seine Existenz daran. Es wird sich nicht Spaniens wegen England entfremden.

— **London. In London rechnet man** damit, daß Adolf Hitler in seiner Rede am 30. Januar, dem 6. Jahrestage seiner Machtergreifung, die Rückgabe der deutschen Kolonien fordern werde. Das britische Kabinett hielt eine Sitzung. in der Premierminister Neville Chamberlain über den Verlauf seiner Besprechungen mit Mussolini in Rom Bericht erstattete.

Ursprünglich hatte man angenommen, daß die nächste deutsche Forderung Gebiete im östlichen Europa betreffen würde. Jetzt will man aber aus zuverlässiger Quelle erfahren haben, daß Hitler als nächstes die Rückgabe der deutschen Kolonien verlangen wolle. Weiter hat man in Erfahrung gebracht, daß Hitler seine kolonialen Forderungen mit einem anderen Vorschlage verbinden wird.

— **Brownsville, Tex. Frank L. Kluck**hohn, Korrespondent der New York Times und der erste in den letzten Jahren aus Mexiko ausgewiesene amerikanische Zeitungsmann, erklärte bei seiner Ankunft in dieser Stadt, daß seine Ausweisung als Warnug für andere amerikanische Korrespondenten aufzufassen sei, um sie an der Aussendung unparteiischer Berichte zu verhindern. Er selbst habe zuviel über die mexikanischen Oelexportmachenschaften und besonders über die Oeltransportaktionen Mexikos mit Deutschland ausfindig gemacht. Für zunehmende Annäherung von Mexiko und Deutschland spreche die Berufung des Generals Azavarate auf den seit Ende 1937 vakanten Botschafterposten in Berlin. Die United Preß sei eben erst wegen Aussendung unautorisierter Meldungen mit 5000 Pesos bestraft, und auch andere Korrespondenten seien vorige Woche gerüffelt worden.

Nebenbei bemerkt, hat General Azacarate mit Kluckhohn dasselbe Flugzeug zum Fluge von der Stadt Mexiko nach Brownsville benutzt.

Grüß Gott!

„Guten Abend, Frau Lorenz!"

„Grüß Gott, Sibylle!"

„Was macht der Kranke?"

„Schläft."

Das junge Mädchen, welches eben eingetreten, nahm das Spinnrad aus der Ecke und setzte sich ans Fenster zu der weißhaarigen, doch noch nicht alten Frau, die, über den Stickrahmen gebückt, emsig die feinen Goldfäden durch den schwarzen Samt zog und beim Eintritt ihres Gastes kaum aufgeblickt hatte.

Eine Weile arbeiteten beide schweigend.

„Was hat denn der Doktor gesagt?" fragte das junge Mädchen.

„Nur Ueberanstrengung", war die Antwort.

Frau Lorenz war heute sehr einsilbig; überhaupt war sie merkwürdig verändert, seit vorgestern der fremde, sonnenverbrannte Mann mit dem grauen Kopf und den großen, schwarzen Augen urplötzlich ins Zimmer getreten war. Laut geschrieen hatte die sonst so ruhige Frau, und das gewohnte, freundliche „Grüß Gott!" war nicht über ihre zitternden Lippen gekommen.

Sibylle aber war eilends fortgegangen; ihr war unheimlich zu Mut geworden. An demselben Abend hatte Frau Lorenz sie dann gebeten, einen Arzt zu holen, ein kranker Verwandter sei bei ihr eingekehrt.

Das junge Mädchen schaute jetzt wieder nachdenklich auf die Frau.

„Mutter Lorenz", fragte sie schüchtern, „warum sagen Sie immer „Grüß Gott?" Das sagt doch in Berlin kein Mensch."

„Schlimm genug?" fiel jene trocken ein und arbeitete schweigend weiter.

Die Dämmerung kam allmählich heran; tiefe Stille herrschte im Zimmer. Endlich aber legte Frau Lorenz den Stickrahmen fort, ging leise in die Kammer zum Kranken und setzte sich, zurückkehrend, mit dem Strickstrumpf zu dem jetzt ausruhenden jungen Mädchen.

„Ich will Dir eine Geschichte erzählen, die Du Dir merken sollst, Sibylle! Ich habe ein junges Mädchen gekannt, die hatte es gut zu Hause bei ihren Eltern. Sie war sehr geschickt in weiblichen Handarbeiten und verdiente sich hübsches Geld. Plötzlich aber packte sie die Unruhe; es war in ihrer Tätigkeit zu wenig Abwechslung; sie wollte die Welt sehen und einer Herrschaft ihre Dienste anbieten, die zur Ueberfiedlung nach Italien eine Jungfer suchte.

„Bleibe im Lande und nähre dich redlich!" mahnten die Eltern. Aber Therese wollte nichts davon hören.

„Denkt nur, wie viel ich auf Reisen noch lernen kann!" sagte sie.

„Christum lieb haben, ist besser denn alles Wissen", widersprach der Vater.

„Und gerade nach Italien!" klagte die Mutter; da ist ja alles katholisch; du hast nicht einmal dein Gotteshaus."

„Gott ist überall", meinte Therese, und somit blieb es dabei. Die Eltern waren durch die jüngeren Geschwister gut versorgt, die Herrschaft mietete Therese, und fort ging die Reise.

Die Erzählerin hielt inne und blickte sinnend auf die dunkle Straße.

„Gerade so ein Herbstabend wie heut' war es", begann sie wieder. „Die Laternen flimmerten trübe im dichten Nebel, und der Himmel sah aus wie graues Löschpapier."

„Ein deutscher Himmel", sagte Theresens Herrschaft, als sie durch das alte Stadttor fuhren, „bald wird uns der italienische strahlen."

Und es dauerte auch nicht lange, da wölbte sich der wunderbare blaue Himmel Neapels über ihnen, und ein Abendrot spiegelte sich im Meere, daß es Therese vorkam, als blickte sie in ein Märchenland. Vor der Majestät der schneebedeckten Alpenkette war ihr still und feierlich zu Mute geworden, aber hier im Wunderlande Italien hätte sie immerfort aufjauchzen mögen über alle Farben- und Blütenpracht. Ihre Herrschaft behandelte sie sehr gütig, fand ihre Freude an Theresens Entzücken über die herrliche Natur und betrachtete sie überhaupt kaum als Dienerin, vielmehr als Begleiterin und Gesellschafterin.

So verlebte Therese sehr glückliche Jahre, und wenn sie auch an Deutschland zurückdachte, so war es doch nie mit Sehnsucht. Da aber traf sie ein furchtbarer Schlag: ihre geliebte Herrin erkrankte und starb. Sie war außer sich vor Schmerz. Ihres Bleibens in dem Hause konnte natürlich nicht länger sein; der Herr, der es ohne seine Frau in dem fremden Lande nicht aushalten konnte, löste den Haushalt auf und verließ Neapel.

Gut, wie er es mit ihr meinte, wollte er Therese nach Deutschland zurückschicken, aber sie lehnte es ab unter dem Vorwande, daß sie einen guten Dienst in Aussicht habe; der eigentliche Grund war jedoch, daß sie dem Diener im Hause, dem Lorenzo, der um sie warb, gut war. Dieser, ein Italiener von Geburt, der aber verständliches Deutsch und Französisch sprach und sich mit dieser Sprachkenntnis sein Brot als Fremdenführer zu verdienen gedachte, hatte Therese, bis sie sich verheiraten könnte, einen Dienst bei einer italienischen Herrschaft verschafft.

Hätte das Mädchen ihrem Herrn die ganze Sache mitgeteilt, so würde er ihr jedenfalls davon abgeraten haben, denn er kannte Lorenzo besser als sie und wußte, daß er ein unruhiger Kopf und Bruder Leichtsinn war.

So blieb Therese in Italien, trotzdem die Eltern gegen ihr Dortbleiben und die geplante Heirat waren und ihr deshalb zürnten.

In dem neuen Dienst ging es indessen schlecht. Verhältnisse und Sprache waren ihr zu fremd, als daß sie sich gewandt in die Ansprüche, die an sie gemacht wurden, hätte finden können. Sie mußte froh sein, daß man sie ein Jahr behielt und daß Lorenzo dann schon im Stande war, eine Frau zu ernähren. Was hätte sie sonst in dem fremden Land ohne Dienst anfangen sollen?

Therese hatte von ihrer früheren Herrin das Goldsticken erlernt; Lorenzo verkaufte ihre Arbeiten an die Fremden; mit Hilfe dieses Erwerbes konnten sie hoffen, vor Mangel gesichert zu sein, und gründeten sich ihre Häuslichkeit.

Die Trauung fand in der katholischen Kirche statt. Hier war es zum erstenmal, daß Therese der Mutter Klage empfand: „Du hast nicht einmal dein Gotteshaus." „Gott ist überall", hatte sie leichthin geantwortet. Aber bei dieser Trauungszeremonie und den lateinischen Worten, von denen sie nichts verstand, empfand sie eine unbeschreibliche Leere in der Seele, und wie ein Trauerton zog der Gedanke an die fernen zürnenden Eltern und die Sehnsucht nach dem lieben deutschen Lande durch ihre Seele.

„Was hat denn der Priester gesagt?" fragte sie nach der Trauung ihren Mann.

„Weiß ich's denn?" lachte jener; „das ist auch ganz gleich — die Hauptsache ist, daß wir uns lieb haben."

Es war also nicht der Felsen des Gotteswortes, auf den sie ihr Haus gründeten, sondern das schwache, trügerische Ding, das Menschenherz, das gar bald zusammenfiel.

Wie kurz war das Glück, und wie rasch zog die Sorge in Theresens Herz. Sie merkte, ihr Mann trank gern, wozu die Verlockung bei seinem müßigen Leben als Fremdenführer groß genug war. Vergebens bemühte sie sich, ihn durch freundliche Vorstellungen davon abzubringen. Er wurde mürrisch, kam lieber gar nicht nach Hause, und das Uebel verschlimmerte sich. Allmählich hörte er ganz auf, der Frau seinen Verdienst nach Hause zu bringen.

Noch hoffte Therese auf eine Aenderung, das Söhnchen, das ihnen geboren wurde, schien ihn sehr zu beglücken, und er versuchte, wieder ordentlicher zu leben. Aber bald fing die alte Leier wieder an, und als sie nun auf ein langes Krankenlager geworfen und auch das Kind siech und elend wurde, da ward ihm seine Häuslichkeit verleidet; er kam nur selten noch zu Frau und Kind nach Hause, und dann blieb er ganz aus.

Monat auf Monat verging — er kam nicht wieder, und bittere Armut kehrte im Hause der Frau ein. Schwach und krank, wie sie war, konnte sie sich nichts verdienen; der kleine Sparschatz aus früherer guter Zeit war bald aufgezehrt, und der Hunger klopfte vernehmlich an die Tür.

Das kleine Kind siechte zusehends dahin, und am Tage als das schwache Lebensfünkchen auslöschte, drohte ihr der Wirt mit Pfändung wegen rückständiger Mietzinsen.

Und dann kam die schwerste Stunde in Theresens Leben. An dem frisch zugeworfenen Grabe ihres Kindes stand sie und hielt in der zitternden Hand den Brief ihres Mannes, den ihr ein Matrose, der von Marseille kam, eben gegeben hatte. Er schrieb, daß er nicht mehr zurückkomme, da er das stille Leben zu Hause nicht aushalte; er habe Dienst auf einem Schiffe genommen, das eben nach China segele. Sie werde ohne ihn besser durchkommen als mit ihm.

Wie sie mit wankenden Knieen vom Gottesacker in die einsame Schlucht geriet, die zum Meere führte, wußte sie selbst kaum: aber es trieb sie dahin, als könnten die blauen Wogen allein ihr gestrandetes Lebensschiff zum rettenden Hafen führen. Verlassen, heimat- und obdachlos, einer Bettlerin gleich — was hatte sie noch auf Erden zu tun? Bald mußte die Sonne sinken; wenn das Ufer dann nicht mehr von Fischern belebt war, wer wollte sie hindern, den Tod in den Wellen zu suchen? Einstweilen setzte sie sich auf einen Stein, lehnte den Kopf an die Felswand und blickte starr vor sich hin.

Ringsum kein Laut; es war ihr in ihrer grenzenlosen Einsamkeit, als spüre sie schon die Stille des Todes, und das schwere Leid ihres Herzens liegt auf ihr als Grabstein.

Da — was war das, ein Traum, ein Spiel der Phantasie? Hell und fröhlich tönte ein deutsches „Grüß Gott!" an ihr Ohr.

Sie blickte auf; schon war die Männergestalt, die es ihr zugerufen haben mußte, an ihr vorbei; ein blonder Kopf schaute sich noch einmal nach ihr um, sie aber starrte ihn an wie eine überirdische Erscheinung.

„Grüß Gott!" Ja, wie ein Gruß vom Himmel klang es wirklich in die verzweifelnde Seele hinein; sie fühlte die göttliche Vaterhand sich ausstrecken nach dem verirrten Kinde. Von ihr wollte sie sich leiten, heimführen lassen. — Hier, hier war die Rettung zu suchen und nicht in den Wogen! Sie gedachte der Liebe der Eltern im deutschen Vaterlande, die wohl zürnte, aber doch nimmer aufhören konnte; und wie Winterschnee unter dem Frühlingssonnenstrahl, so löste sich ihre starre Verzweiflung in wohltuenden Tränen auf.

Demütig wollte sie Vater und Mutter um Verzeihung bitten und arbeiten und darben, bis sie zu ihnen zurückkehren konnte. Gott würde ihr beistehen, dessen Nähe ihre Seele heute empfand, wie noch nie. Betend faltete sie die Hände und schaute auf zum blauen Himmel.

Einige italienische Worte, die Frage nach dem Wege, weckten sie aus ihren Sinnen, und wie einen Gottesboten sah sie den jungen Mann von vorhin wieder vor sich stehen. Wie konnte sie anders, als ihm deutsch antworten!

„Also doch eine Deutsche!" rief er fröhlich. „Ihr blondes Haar und Ihre ganze Erscheinung erinnerten mich so lebhaft an die Heimat, daß es mir den deutschen Gruß auf die Lippen trieb, aber mir war's, als hätten Sie ihn nicht verstanden."

Ob ihn Therese verstanden hatte! Der junge Mann erfuhr es bald, denn er sah die Tränenspuren auf ihrem abgehärmten Gesicht und ruhte nicht eher, als bis er ihre ganze Geschichte

bis zu diesem Augenblick wußte.

Teilnahmsvoll hatte er zugehört, dann blitzte es in den blauen Augen lustig auf.

„Hören Sie, Sie haben Ihre Mutter so nötig, als wären Sie ein Wickelkind; die muß Sie pflegen und Ihnen gut tun und Ihnen den Kopf waschen, wie es nur eine Mutter kann. Und die Reise muß ich besorgen, das sehe ich wohl ein. Aber wie? Wir Künstler sind arm wie Kirchenmäuse."

Er stützte die Stirn auf seinen Stock und versank in tiefes Nachdenken. Dann rief er vergnügt: „Ich hab's; geben Sie mir Ihre Adresse, daß ich mit Ihrem Wirte rede; er soll Ihnen noch acht Tage Ausstand geben."

Flüchtig nahm er Abschied und lief der Stadt zu. Therese folgte langsam; sie wollte ihm Zeit geben, sich bei ihrem Wirt zu erkundigen.

Einige Tage vergingen ihr unter Beten, Hoffen und Sorgen. Da kam mit 80 Talern aus Rom ein Brief folgenden Inhalts:

Liebe Landsmännin!

Die Künstler in Rom, ein lustiges Völkchen, eben zu fröhlichem Feste versammelt, wünschen Ihnen sämtlich eine glückliche Reise. Grüß Gott!"

So kam Therese in die Heimat zurück.

Die Erzählerin hatte längst ihr Strickzeug in den Schoß fallen lassen; jetzt schwieg sie. Sie merkte es nicht, daß das junge Mädchen liebkosend die Arme um ihren Hals schlang und dann leise das Zimmer verließ.

In Gedanken verloren saß sie da. War es denn Wirklichkeit, daß drinnen in der Kammer ein wandermüder alter Mann ruhte, der zu ihren Füßen gekniet und um ihre Verzeihung gefleht hatte? Endlich hatte die Sehnsucht ihn doch zu ihr zurückgeführt; er hatte sie gesucht, bis er sie gefunden.

Aber sie hatte sich nicht über seine Rückkehr gefreut, ihn nicht willkommen geheißen, — wie hätte sie ihm das grenzenlose Leid, das er ihr angetan, vergeben können! Als jetzt die Erinnerung daran durch ihre Seele zog, als die alte Zeit mit ihrem furchtbaren Elende wieder vor ihrem Geiste stand, da stand auch ihre Sünde wieder vor ihr, und sie mußte des Schuldners gedenken, dem sein Herr zehntausend erlassen hatte. Welches Recht hatte sie, zu verdammen, wo ihr so viel vergeben war? Lange faltete sie stumm die Hände, dann stand sie auf und ging in die Kammer. Das volle Mondlicht fiel auf den Schlafenden. Leise trat sie zum Bett; er regte sich und schien zu erwachen. Sie aber beugte sich über ihn, küßte die bleiche Stirn und sagte weich: „Grüß Gott, Lorenzo, grüß Gott!"

Unser Ausblick ins Neue Jahr.

„Denn wir sind wohl selig, doch in der Hoffnung. Die Hoffnung aber, die man siehet, ist nicht Hoffnung; denn wie kann man des hoffen, das man siehet? So wir aber des hoffen, das wir nicht sehen, so warten wir sein durch Geduld. Desselbigengleichen auch der Geist hilft unserer Schwachheit auf. Denn wir wissen nicht, was wir beten sollen, wie sich's gebührt, sondern der Geist selbst vertritt uns aufs beste mit unaussprechlichem Seufzen. Der aber die Herzen forschet, der weiß, was des Geistes Sinn sei; denn er vertritt die Heiligen nach dem, das Gott gefällt. Wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, die nach dem Vorsatz berufen sind." Röm. 8, 24—28.

„Unsern Ausgang segne Gott, unsern Eingang gleichermaßen!"

So sprachen wir, als wir vom alten Jahr Abschied nahmen und das neue begrüßten.

Wir betreten fremden Boden. Der unbekannte Weg des neuen Jahres zieht sich vor unserem Auge in die Ferne hin. Wer soll uns auf demselben begleiten und unser Führer sein? „Jesus Christus, gestern und heute, und derselbe auch in Ewigkeit." Wie Jakob wollen auch wir zum Herrn flehen: Wir lassen dich nicht, du segnest uns denn.

Wie die aufgehende Sonne dem auf steiler Bergeshöhe stehenden Pilger das vor ihm liegende Tal in goldenem Lichte zeigt und auch die schlichten Hütten und flachen Felder verklärt, so geht der Herr Jesus als die Sonne der Gerechtigkeit beim Aufgang des neuen Jahres über uns auf und bestrahlt den vor uns liegenden Pfad, auch wo er steil ist oder durch tiefe, dunkle Schluchten führt. In diesem Lichte haben wir einen schönen Anblick ins neue Jahr. Derselbe bestärkt uns in unserer Christenhoffnug, ermutigt uns, Geduld zu üben, ermuntert uns zu kindlichem Gebet und festigt uns im Glauben.

Mit dem Anfang des neuen Jahres beginnen auch neue Hoffnungen und Wünsche, die aber meistens aufs Irdische und Zeitliche gerichtet sind. An und für sich selbst mögen diese Wünsche vielleicht gar nicht unrecht sein; ja, auch ein Christenmensch darf getrost irdische Wünsche und Pläne haben. Er darf auf größeres Einkommen, bessere Gesundheit usw. hoffen, wenn er solches alles in Gottes Willen stellt und das Irdische nicht für das Wichtigste hält. Er muß aber eine bessere Hoffnung haben als die Kinder der Welt.

Diese Hoffnung, welche sich nur bei den Kindern Gottes findet, bezieht sich auf der Seelen Seligkeit. Hegst du die Hoffnung darauf in deinem Herzen, lieber Leser?

Gewiß, als gläubige Christen sind wir wohl bereits selig; denn wir sind nicht mehr natürliche Menschen, Kinder des Zorns. Wir sind Kinder Gottes wiedergeboren durch die heilige Taufe; der Heilige Geist hat uns zum Glauben an Christum gebracht; Gott hat uns in der Rechtfertigung in Gnaden angenommen; wir sind Glieder seiner Kirche, Bürger seines Reiches geworden.

Aber „es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden". Das, was wir jetzt an geistlichen Schätzen besitzen, ist erst ein kleiner Anfang im Vergleich mit dem ewigen, unbefleckten Erbteil im Himmel droben, das dort unser wartet. Wie unser Heiland in niederen Hüllen auf Erden kam und hier Knechtsgestalt trug, so ist auch unser Christenstand auf Erden äußerlich unsichtbar. Leider nehmen viele Anstoß daran, und sogar manche Christen sind nicht so freudig und fest, wie sie sein sollten, weil sie eben die sichtbare und die unsichtbare Kirche nicht unterscheiden und nicht bedenken, daß die Gemeinde Gottes dereinst auch äußerlich glorreich und vollkommen sein wird. So sind wir also selig im Stande der Gnaden und um Besitz der geistlichen Güter, die wir schon hienieden haben; aber wir sind besonders selig in Hoffnung auf die zukünftige Herrlichkeit. Hätten wir hienieden es schon zur Vollkommenheit gebracht, würden wir nur das bleiben, was wir jetzt sind, dann könnte von Hoffnung keine Rede sein. „Die Hoffnung, die man siehet, ist nicht Hoffnug; denn wie kann man des hoffen, das man siehet?" Wir hoffen aber, das wir nicht sehen. Die ewige Seligkeit, das himmlische Erbteil ist uns in Gottes Wort verbürgt. Hören und lernen wir fleißig Gottes Wort im neuen Jahre, so werden wir dadurch bestärkt werden in unserer Christenhoffnung.

„So wir aber des hoffen, das wir nicht sehen, so warten wir sein durch Geduld." Ja, Geduld ist vonnöten. Manche, sonderlich Alte, Schwerkranke, durch Kreuz oder Elend schwer Geprüfte haben schon längst der Welt Valet gesagt und warten und beten, daß der Herr sie zu sich nehme in sein Reich droben. Aber seine Stunde ich noch nicht gekommen.

Mancher wird durch seine Mitmenschen auf eine harte Geduldprobe gestellt. Geht's im Hause nicht her, wie es in einem christlichen Hause sollte, hat man gottlose Nachbarn oder Arbeitsgenossen, wird man von bösen Leuten betrogen, bestohlen, verleumdet, so wird man leicht mürrisch und verzagt. Aber der Christ muß lernen, in solchen Dingen seinen Verdruß und Unmut leicht zu überwinden und zu sprechen: „Laß fahren dahin sie haben's kein'n Gewinn, das Reich muß uns doch bleiben!"

Aber auch innerhalb der kirchlichen Gemeinschaft gilt es, Geduld zu üben gegen einander. Gerade darin lassen es manche fehlen. Sie können nachsichtig sein gegen Weltmenschen und Andersgläubige, aber nicht gegen ihre Glaubensgenossen. Wird zum Beispiel ihr Prediger von einer menschlichen Schwachheit übereilt, daß er etwa in einer Sache voreilig oder unklug handelt, so brechen sie sogleich den Stab über ihn; sie haben erwartet, so etwas sollte bei ihm nicht vorkommen.Wie verkehrt! Dein Prediger ist auch ein Mensch, daher unvollkommen. Er hat ein schweres, verantwortliches Amt. Er muß mit vielen Geduld haben, vielleicht auch mit dir Uebe auch du Geduld gegen ihn.

Desgleichen sei nachsichtig gegen die andern Mitglieder der Gemeinde. Beim Anfang des neuen Jahres werden wohl in den meisten Gemeinden die jährlichen Gemeindeversammlungen abgehalten. Da gehen oft die Ansichten auseinander, die Gemüter werden leicht erhitzt. Die Eifrigen werden aufgebracht wider die Läßsigen, sonderlich wenn sie ihre kirchlichen Pflichten in finanzieller Hinsicht noch nicht erfüllt haben. Flugs heißt es oft: Hinauswerfen, streichen! Nicht also, sondern fahret säuberlich mit den Schwachen und Saumseligen, besonders wenn es sich bloß um die äußerliche Seite des Gemeindelebens handelt. Geht es auch in der Gemeinde nicht so schnell vorwärts, wie es sollte; finden sich mancherlei Mängel und Gebrechen, so urteile nicht zu schnell und scharf! Verdamme nicht, sondern übe Geduld! So lange Gottes Wort rein und lauter in der Kirche, zu der du gehörst, gepredigt wird, und die Sakramente recht verwaltet werden, so lange ist Gottes Reich da, wenn auch die Glieder noch unvollkommen sind. Du bist es eben auch!

Die Kraft, Geduld zu üben, muß von oben kommen. Durch das Gebet erlangen wir sie. Wie viel Geduld muß Gott mit uns haben! Wir sind noch so schwach, sein Geist muß unserer Schwachheit aufhelfen. Wir haben die Gebetskunst noch nicht recht gelernt. In vielen Häusern wird garnicht gebetet, in manchen nur selten und oberflächlich. Aber sogar gute Christen verfehlen es oft mit ihrem Gebet, indem sie entweder um etwas wiederholt bitten, ohne es in Gottes Willen zu stellen, oder indem sie es unterlassen, um etwas zu bitten, das ihnen nötig und heilsam ist.

Da tritt der Heilige Geist für uns ein. Er „vertritt uns aufs beste mit unaussprechlichem Seufzen", und zwar „nach dem, das Gott gefällt". Er bittet für uns um das, was wir nach Gottes Willen haben sollen, und zugleich weckt er auch in uns den rechten Geist des Gebets, der sich in innerlichen und inbrünstigen Seufzern zu Gott äußert. Welch eine schöne Aussicht für's neue Jahr! Der Heilige Geist hilft uns beten. Dann sind wir gut versorgt.

Und nun noch ein köstliches Geleitswort mit auf den Weg, das dich im Glauben festigen soll. „Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen." Das gilt von denen, „die nach dem Vorsatz berufen sind", also den Kindern Gottes. Was auch das neue Jahr uns bringt, es sei Reichtum oder Armut, Freud oder Leid, Gesundheit oder Krankheit, oder gar den Tod, es soll alles zu unserem Besten dienen. Wie verklärt dies Wort göttlicher Verheißung den vor uns liegenden Pfad!

Daran wollen wir uns im Glauben halten. Und wenn das neue Jahr nicht nur Gutes, sondern auch Böses bringt, so wollen wir mit Asaph sprechen: „Dennoch bleibe ich stets an dir; denn du hältst mich an meiner rechten Hand, du leitest mich nach deinem Rat, und nimmst mich endlich mit Ehren an." Ps. 73, 23.24. Gemeindeblatt.

— **Ungarn erkannte Mandschukuo, das** von Japan aus Chinas früheren mandschurischen Provinzen gebildete „Reich", an. Ungarn ist die fünfte Nation, die Mandschukuo anerkannte. Die anderen Nationen sind Japan, Deutschland, Italien und El Salvador.

— **Berlin. Wie jetzt bekannt wird,** wurden die seit der Machtergreifung durch den Nationalsozialismus planmäßig immer weiter ausgebauten Jugendherbergen in den letzten Jahren in wachsendem Masse von jugendlichen Wanderern und Jugendgruppen des Auslandes in Anspruch genommen. Nach den vorliegenden letzten Erhebungen wurden im Jahre 1937 in 1754 Jugendherbergen des Altreiches unter den 7.76 Millionen Uebernachtungen 215,800 Ausländer-Uebernachtungen gezählt. Damit hat sich die Uebernachtungszahl ausländischer Jugendwanderer gegenüber dem Jahre 1935 (106.360) mehr als verdoppelt.

— **aki. Seit der Entscheidung von** München, die den europäischen Frieden rettete, sind die französischen Kommunisten eifrig bemüht, ihr erschüttertes Prestige und ihren stark gesunkenen Einfluß auf die Volksmassen wieder aufzurichten. Der Generalstreik vom 30. November war entfesselt worden mit dem Ziel, die von allen Kriegshetzern gehaßte Regierung Daladier zu Fall zu bringen. Diese von den Kommunisten bewußt herbeigeführte Machtprobe endete jedoch mit einem kläglichen Mißerfolg und stärkte das Ansehen Daladiers und seiner Umgebung. Das Scheitern der von Moskau inspirierten Gewaltpolitik ließ aber auch erkennen, daß die französische Arbeiterschaft, die eigentliche Massenbasis der kommunistisch-marxistischen Einheitsfront, nicht mehr gewillt ist, den bolschewistischen Hetzparolen blindlings Folge zu leisten. Dies bedeutet, besonders nach dem Zerfall der früheren „Volksfront"-Mehrheit, einen schweren Schlag für die Pläne der Kominterns.

Die kommunistische Presse hat allerdings versucht, den Zusammenbruch des Generalstreiks zu leugnen und durch verstärkte Agitation die erlittene Schlappe wettzumachen. Inzwischen sind jedoch die Gegenkräfte auf den Plan getreten und haben die Kommunistische Partei in die Verteidigung gedrängt. Am 8. Dezember forderte der Abgeordnete Dommange in der französischen Kammer die Auflösung der Kommunistischen Partei. Die Pariser Wochenzeitung „Je suis partout" veröffentlichte am 6. Dezember einen Aufruf an das Parlament, der in der Aufforderung gipfelte, die Kommunistische Partei aufzulösen und zu verbieten. Dieser Aufruf erregte großes Aufsehen und wurde von bedeutenden französischen Zeitungen aller politischen Richtungen übernommen. In ihm wird unter anderem darauf hingewiesen, daß die Kommunistische Partei erwiesenermaßen vom Ausland abhänge und daß ihr einziges Ziel der Ruin der westlichen Zivilisation sei, den sie durch den Bürgerkrieg, den allgemeinen Krieg und die Vernichtung allen nationalen Gutes erreichen wolle. Von größtem Interesse ist ferner das Verfahren mit dem Ziel der Auflösung der Kommunistischen Partei, das die „Vereinigung zur Verteidigung der Nation" beim Zivilgericht des Seinedepartements angestrengt hat. Die Vereinigung stützt sich auf Artikel 3 des Gesetzes vom 1. Juli 1901, demzufolge unter anderem jede Gesellschaft verboten werden kann, die gegen die guten Sitten verstößt, die Unversehrtheit des französischen Staates oder die republikanische Regierungsform bedroht. Anklagevertreter in der am 11. Januar stattgefundenen Verhandlung war der Rechtsabgeordnete Montigny, der in der Bekämpfung des Kommunismus schon häufig hervorgetreten ist.

Durch das energische Vorgehen der Kräfte der Ordnung sind die Kommunisten gezwungen, sich auf die zweite Kampflinie zurückzuziehen. Die „Volksfront" früheren Stils scheint endgültig erledigt. Deshalb greifen die Agenten der Kommunistischen Internationale wieder auf ein Requisit zurück, das in ähnlichen Situationen in den verschiedenen Ländern bereits eine große Rolle gespielt hat — auf die berüchtigte „proletarische Einheitsfront". Zurzeit konzentriert die Kommunistische Partei Frankreichs alle verfügbaren Kräfte auf die Radikalisierung der französischen Sozialdemokratie mit dem Ziel, die Verschmelzung beider „Arbeiter"-Parteien in eine „proletarische Einheitspartei" zu erreichen.

— **aki. In diesen Tagen wurde in** Moskau die Urne mit der Asche des Sowjetfliegers Kalerij Tschkaloff in die Kremlmauer, in der die irdischen Ueberreste der Sowjetgrößen ihre letzte Ruhe finden, eingemauert. Die Sowjetregierung, die sich sonst nicht besonders um den lebenden Menschen zu sorgen pflegt, ließ dem Toten die „große Stalinische Ehrung" angedeihen. Gleichzeitig hat sie diesen Todesfall zum Anlaß einer hyperamerikanischen Reklame für das bolschewistische System genommen. Die gesamte Sowjetpresse war tagelang voller Berichte über den „toten Helden", doch der Held selbst wurde eigentlich wenig erwähnt; den größten Teil des Inhalts aller Zeitungsartikel machten Lobeshymnen auf Stalin und sein nächste Umgebung aus. Selbst die Schilderungen aus dem Leben Tschekaloffs bestanden einerseits aus Darstellungen des „zaristischen Elends", andererseits aus Lobpreisungen auf die „rührende Sorge des Vaters und besten Freundes aller Werktätigen".

— **Berlin. Am 1. Januar 1939 über**nahm die Deutsche Lufthansa die Durchführung des bisherigen Flugdienstes der Oesterreichischen Luftverkehrs-A. G., die am 31. Dezember 1938 ihren Betrieb einstellte. Damit wird die Deutsche Lufthansa zur alleinigen Trägerin des Luftverkehrs in Großdeutschland.

— **„Stadt des KdF-Wagens" — ist der** vorläufige Name der jüngsten Stadt des Deutschen Reiches. Es ist dies der Name der neuen Gemeinde, in deren Gebiet das Volkswagenwerk im Gau Ost-Hannover entsteht und von wo aus schon in diesem Jahre die ersten KdF-Wagen ihren Weg ins Reich antreten werden.

— **„Deutschlands Drang nach dem Osten — ein törichtes Schlagwort!"** — Belgrad. — In einem Vortrage in Sarajewo erklärte der frühere Postminister und gegenwärtige Kandidat auf der Regierungsliste für die Wahlen zur Skupschtina, Dr. Kaludjetschitch, unter Bezugnahme auf gewisse Verdächtigungen der ausländischen Presse, es sei völlig falsch, die heutigen wirtschaftlichen Beziehungen Deutschlands zu den Ländern Südosteuropas mit dem aus der Vorkriegszeit stammenden Schlagwort „Drang nach dem Osten" zu bezeichnen. Die wirtschaftliche Zusammenarbeit Deutschlands mit Jugoslawien u. den anderen Südoststaaten liege durchaus im gegenseitigen Interesse.

— **JPA. Aus Paris wird uns geschrie**ben: Mit dem politischen Katholizismus in Paris hat es seine eigene Bewandtnis. Während z. B. die ganze katholische Presse im Elsaß und in Lothringen die französisch-deutsche Verständigung fordert und die Politik der Regierung Daladier-Bonnet in dieser Beziehung unterstützt, sitzen im „höheren" französischen Klerus erbitterte Feinde dieser Friedenspolitik. Beeinflußt von früheren deutschen Zentrumspolitikern in Paris und London treiben diese „Christen" schamloseste Kriegshetze.

— **Wie stellt sich Großdeutschland zum** alemannischen Stammestum im Elsaß und in der Schweiz?

In einer seltsamen Mischung von Resignation und Furcht und einem überreizten Abwehrbedürfnis stellten sich gewisse Auslandskreise diese Frage und versuchten ihre eigene Unsicherheit auf die Masse zu übertragen. Dabei handelt es sich längst um keine Frage mehr, denn nirgendwo liegen die Dinge politisch so klar, wie an der deutschen Südwestgrenze.

Gegenüber der Schweiz sind eindeutige Erklärungen abgegeben worden, die die Eigenständigkeit dieses Staates für die Zukunft gewährleisten. Das muß genügen. Führerworte wiegen schwerer als übliche Regierungserklärungen, die nicht im Namen des Volkes, sondern gerade gültigen parlamentarischen Zufallsmehrheit abgegeben werden und damit leicht dem Wandel unterworfen sind.

Die politische Klärung in Südwesten tat dem großdeutschen Charakter des Reiches keinen Abtrag, sie zeigte vielmehr, daß Deutschland im Vollzug seiner politischen und völkischen Einigung besondere historische Entwicklungen mit Selbstverständlichkeit achtet.

— **JPA. Die Agentur Havas berichtet** von einer Solidaritäts-Erklärung des Exekutivkomitees der ukranischen Organisationen in Amerika zugunsten der Unabhängigkeit der 45 Millionen Ukrainer in Europa. Diese Erklärung betont die Notwendigkeit, eine Groß-Ukraine zu schaffen, wobei die ukrainischen Gebiete zusammengefaßt würden, die gegenwärtig Rußland, Polen und Rumänien gehören.

— **Die Agentur JPA schreibt:**

Mit dem Anschluß Oesterreichs an das Deutsche Reich sind die Bestrebungen einer Restauration der Habsburger erledigt worden. Aber der Ehrgeiz der früheren Kaiserin Zita scheint keine Grenzen zu haben. Auf Schloß Stenocherzeel haben nämlich in den letzten Wochen Besprechungen stattgefunden, die eine mögliche Wiederkehr Habsburgs im politischen Leben Europas als Grundlage haben. In politischen Kreisen Belgiens spricht man von einem regen Depeschenaustausch zwischen Zita und dem rumänischen König Carol, dessen Schwester Ileana bekanntlich die Gattin des Erzherzogs Anton, eines Vetters Otto Habsburgs ist. Es sei geplant. Otto Habsburg zuerst zum König von Ungarn auszurufen und von Ungarn aus soll er dann die alte österreichisch-ungarische Monarchie wieder herstellen.

— **ud. Vor kurzer Zeit konnte man in** einem sowjetrussischen Blatt folgende Notiz lesen: „**Der Wächter eines Fabrikgrundstückes, ein 98jähriger Invalide, wurde von unbekannten Einbrechern überwältigt und schwer verletzt.**" Ob die Verbrecher nach der Ueberwältigung des Wächters einbrechen und die Fabrik berauben konnten, interessiert in diesem Zusammenhang wenig. Tatsache ist, daß 98jährige Invaliden, die man wohl in keinem Lande der Welt als arbeitsfähig ansprechen wird, in der UdSSR gezwungen sind, um ihr Leben zu fristen, sich eine Arbeit zu suchen.

Die Aufklärung für die furchtbare Not, die in sowjetrussischen Invalidenkreisen herrscht, erhält man in der Verordnung der Sowjetregierung, die sich mit der **Neufestsetzung der sozialen Leistungen der Sowjets** befaßt. Dort heißt es (Prawda v. 29. Dezember), daß Pensionäre der ersten und zweiten Gruppe im Monat 50 bezw. 40 Rubel erhalten. Haben sie noch ein oder zwei arbeitsunfähige Familienglieder zu ernähren, so erhöht sich die Rente auf 60 und 50 bezw. auf 75 und 60 Rubel. Von Regierungsseite wird also verfügt, daß **drei Menschen im Monat mit 60 bezw. 75 Rubeln auszukommen haben — und dies bei einem Preis für ein Paar Halbschuhe von 120 bis 240 Rubel.** Hier liegt die Erklärung dafür, daß in der UdSSR 98jährige arbeiten müssen.

— **Der wirtschaftliche Ablauf der** Ostmark im Jahre 1938 ist durch die Märzereignisse bestimmt. Die Ostmark ist wieder ein Teil eines großen Reiches geworden. Aber nicht nur der äußere Rahmen für den Wirtschaftsablauf hat sich geändert, sondern auch das innere, politische, wirtschaftliche und sozialpolitische Gefüge des Landes. Mit der Wiedervereinigung mit dem Reiche, dessen Wirtschaft durch die Mobilisierung aller Kräfte im Rahmen des Vierjahrplanes einen ungeahnten Aufschwung erfahren und sich um vieles krisenfester erwiesen hat als die Wirtschaft anderer Länder, hat sich die Notwendigkeit des Anschlusses an eine sagenhafte Weltkonjektur, die noch im letzten Jahresbericht unter der Systemregierung lebhaft erörtert worden ist, erübrigt.

— **Zum neunten Mal werden wir von** Paris aus beim Jahreswechsel den Blick in die Zukunft des deutsch-französischen Verhältnisses. Acht Mal haben wir die Hoffnung ausgesprochen, daß das nächste Jahr endlich die von beiden Völkern ersehnte Entspannung und ein Uebereinkommen zwischen den beiden Regierungen bringen möchte, das zum Ausgangspunkt einer neuen Politik auf neuer Grundlage werden würde. Acht Mal sind allen Hoffnungen schmerzliche Enttäuschungen auf dem Fuße gefolgt. Immer wieder mußten sich die Verständigungspioniere von neuem vertrösten. Erst bei dem jetzigen Ausblick auf das Jahr 1939 ist es nicht mehr nötig, nur allzu oft getäuschten Hoffnungen Raum zu geben. Die Nachkriegsspannung ist gewichen. Eine unmittelbare Fühlungnahme hat stattgefunden. Der hervorragende französische Frontkämpfer und Ministerpräsident Edouard Daladier ist in München mit dem Führer des deutschen Volkes zusammengetroffen. Eine gemeinsame Erklärung, die eine neue Aera der beiderseitigen Beziehungen einleiten wird, ist in Paris zwischen dem Reichsaußenminister, der vor dem Kriege gemeinsam mit dem gegenwärtigen Regierungschef in Grenoble studierte, und dem Leiter des Quai d'Orsay, Georges Bonnet, — wie Daladier verdienter Artillerie-Offizier im Weltkriege —, abgeschlossen und unterzeichnet worden. So brauchen wir nicht mehr ungläubig zu hoffen, sondern können die berechtigte Erwartung hegen, daß die glückverheißend eingeleitete neue Politik die schönsten Erfolge zeitigen möge.

— **JHN. Der ernannte erste Sekretär** der Jugendorganisation Komsomol, Michialew, ist in Kiew eingetroffen, um den kommunistischen Jugendverband der Ukraine zu reorganisieren. Michialow erklärte, daß in der Ukraine in der letzten Zeit eine oppositionelle Organisation entdeckt worden sei, die ihr Tätigkeitsfeld besonders in den Jugendverbänden habe. Aufgabe der Leiter der Jugendorganisationen sei es, diese Oppositionseinstellung der ukrainischen Jugend zu bekämpfen.

— **JPA. Memel ist heute zu einem** Mittelpunkt der europäischen Aufmerksamkeit geworden. Seit dem Kriege von den Litauern geknechtet, hat die Memel-Bevölkerung der ganzen Weltöffentlichkeit den eindeutigen Beweis geliefert, daß sie deutsch denkt und fühlt und von den Litauern nichts mehr wissen will. Französische und englische Blätter wollen wissen, daß mit einer Rückgliederung dieses deutschen Landes an das Mutterland bestimmt zu rechnen ist.

— Paris. Italien verlangt von Frankreich:

Gleiches Recht für Italien in der Verwaltung des Suezkanals, der sich unter französischer Kontrolle befindet.

Die Abtretung der Djibouti-Addis Abeba-Bahn in Abessinien an Italien mit einem Streifen Land in Französisch-Somaliland. Frankreich soll nur Platz genug für eine Kohlenstation behalten.

Militärische Neutralisierung der französischen Marinestützpunkte in Tunis u. Korsika, die Mussolini als dauernde Bedrohung Italiens ansieht.

Freie Einreise der Italiener nach Tunis und Autonomie für dieselben im Rahmen des französischen Protektorats.

Wie verlautet, wäre man in London bereit, Italien gleiches Recht in der Verwaltung des Suezkanals einzuräumen.

Premier Daladier wurde bei seiner Rückkehr von der Kolonialfahrt herzlich begrüßt. Noch vor wenigen Tagen wollte man ihn stürzen, jetzt bezeichnet man ihn als den „Mann der Sunde".

— General Cedillo, welcher an der Spitze eines Aufstandes in Mexiko stand und flüchten mußte, ist mit mehreren Gefährten bei einem Kampf in der Nähe von La Ventana gefallen.

— London. Am 18. Januar wollte die Hauptversammlung der „Federation of British Industries" das Programm der geplanten Deutschland-Reise einer englischen Wirtschaftskommission festlegen, in der vor allem die wichtigsten britischen Exporteure vertreten sein sollen. In Kreisen der City hört man, in der Abordnung werden vor allem die Kohlen-, Elektrizitäts-, Porzellan- und Textilindustrien vertreten sein. Es werden geplant, Kartellabkommen mit den entsprechenden deutschen Industrien vorzubereiten und zum Teil auch schon abzuschließen.

— Salzburg. Am 27. Dezember versammelten sich 90 Angehörige französischer Jugendverbände mit Hitlerjugendführer im Berggasthof in Hintermoos im Salzburger Land zu Wintersport und kameradschaftlichen Erfahrungsaustausch. Mit diesem „deutsch-französischen Skilager" wird eine nun schon traditionelle Einrichtung fortgesetzt, die von der Hitler-Jugend zum Zwecke der Verständigung der Jugend beider Nationen mit dem ersten deutsch-französischen Skigemeinschaftslager im Schwarzwald in den letzten Dezembertagen 1934 begonnen und in erweitertem Ausmasse in den folgenden Jahren fortgesetzt wurde.

— München. Eine Gruppe von 55 südafrikanischen Studenten befindet sich gegenwärtig auf einer Freundschafts- und Studienreise durch Deutschland, die sie durch Vermittlung des Deutschen-Akademischen Austauschdienstes veranstaltet.

Der Mennonitische Katechismus

Der Mennonitische Katechismus, mit den Glaubensartikeln, schön gebunden Preis per Exemplar portofrei 0.40

Der Mennonitische Katechismus, ohne den Glaubensartikeln, schön gebunden Preis per Exemplar portofrei 0.30

Bei Abnahme von 12 Exemplaren und mehr 25 Prozent Rabatt.

Bei Abnahme von 50 Exemplaren und mehr 33⅓ Prozent Rabatt.

Die Zahlung sende man mit der Bestellung an das

Rundschau Publishing House

672 Arlington Street — Winnipeg, Man., Canada

Eine große Mennonitenansiedlung in Montana.

Die mennonitische Ansiedlung in der Fort Peck Reservation von Montana bei Volt und Lustre, nördlich von den Stationen Wolf Point bis Oswego, ist eine der größten und bedeutendsten in den Nordwestlichen Staaten. Sie umfaßt einen Flächenraum von ungefähr 25 Meilen nach Osten und Westen und ungefähr 15 Meilen nach Norden und Süden. Viele bekannte Ansiedler wohnten früher in Kansas, Nebraska, Minnesota, Süd-Dakota und Canada.

Das Land ist mehr eben, ganz wenig wellig, fast alles pflügbar. Die Farmen bestehen aus 320 bis 640 Acker oder etwas mehr und die meisten Farmer haben sozusagen alles Land unter Kultur.

Viele von den einzelnen Farmern ziehen jährlich von 8000 bis 10,000 Buschel Weizen. Das Ergebnis ist in guten Jahren größer, aber alle befolgen auch die Praxis, ungefähr die Hälfte ihres Landes jedes Jahr zu Schwarzbrache zu pflügen. In den besten Jahren erzielen sie Erträge von 25 bis 35 Buschel vom Acker, und in den weniger guten Jahren schützt das Schwarzbrachensystem sie vor einer Mißernte, obzwar die Erträge nur gering sind. Es wird auch Futtergetreide wie Hafer, Gerste und Korn gezogen. Alle Farmer halten Kühe, Schweine und haben bedeutende Hühnerzüchtereien.

Es sind gute Gelegenheiten vorhanden auf der mennonitischen Ansiedlung unbearbeitetes oder bearbeitetes Land zu erwerben. Es ist dort auch noch unbebautes Land, welches den Indianern gehört, für einen billigen Preis zu pachten.

Um Einzelheiten und niedrige Rundfahrtpreise wende man sich an:

E. C. Leedy,

General Agricultural Development Agent, Dept. R.
Great Northern Railway, — — St. Paul, Minn.

Ist Dein Abonnement für das laufende Jahr bezahlt? Dürften wir Dich bitten, es zu ermöglichen? — Wir brauchen es zur weiteren Arbeit. Im voraus von Herzen Dank!

Bestellzettel

An: Rundschau Publishing House,
672 Arlington St., Winnipeg, Man., Canada.

Ich schicke hiermit für:

1. Die Mennonitische Rundschau ($1.25) $..........
2. Den Christlichen Jugendfreund ($0.50) $..........

(1 und 2 zusammen bestellt: $1.50)

Beigelegt sind: $..........

Name ....

Post Office ....

Staat oder Provinz ....

Bei Adressenwechsel gebe man auch die alte Adresse an.

Der Sicherheit halber sende man Bargeld in registriertem Brief oder man lege „Bank Draft," „Money Order," „Expreß Money Order" oder „Postal Note" ein. (Von den USA. auch persönliche Schecks.) Auch kanadische „Post Stamps" dürfen als Zahlung geschickt werden.

Bitte Probenummer frei zuzuschicken. Adresse ist wie folgt:

Name ....

Adresse ....

Zwei Schriften über

Menno Simons

Von Corn. Krahn.

Wer von uns hat nicht schon einmal den Wunsch gehabt das Land zu besehen, in dem Menno Simons lebte und wirkte und von dem viele unserer Vorfahren einst ostwärts flüchteten. — C. Krahn kam aus Rußland und studierte an verschiedenen deutschen Universitäten und in Amsterdam. Dort hatte er nicht nur Gelegenheit die heutigen Mennoniten kennenzulernen, sondern in den Bibliotheken studierte er die Schriften Mennos in altholländischer Sprache, wie Menno und seine Zeitgenossen sie schrieben und sprachen. Nach einer gründlichen Untersuchung des Lebens und der Lehre des Menno, erlangte er auf Grund dieser Arbeit von der Theologischen Fakultät der Universität in Heidelberg den Doktortitel. Dieses Buch, das das Ergebnis sorgfältiger Untersuchungen der Originalquellen ist, sollte in keiner mennonitischen Bibliothek und bei keinem Prediger und Lehrer fehlen.

Vor seiner Reise nach Amerika, schrieb der Verfasser noch eine Broschüre über Menno Simons. Hier sind in anschaulicher Weise für jeden verständlich das Leben und Wirken und die Hauptgedanken seiner Lehre geschildert. Dieses Büchlein gehört in jede Familie, die den Namen Mennos trägt und deutsch liest.

Die erste Schrift heißt: Menno Simons (1496—1561). Ein Beitrag zur Geschichte und Theologie der Taufgesinnten. — In Leinen, ca. 200 Seiten, Preis $1.85.

Die zweite heißt: Menno Simons' Lebenswerk kurz dargestellt. 24 Seiten, Preis 20 Cent.

Zu beziehen durch:

Rundschau Publ. House,
672 Arlington St. — Winnipeg, Man.

Neu! Achtung! Neu!

Für Schulen und Jugendvereine!

„Knospen und Blüten aus deutschem Dichterwald." Band I enthält die schönsten Weihnachtsgedichte und Gespräche für Schule und Familie.

Band II enthält eine sehr reiche Auswahl der herrlichsten Gedichte und Gespräche für christliche Jugendvereine.

Preis Band I broschiert $0.50
Preis Band II broschiert $1.25
Preis Band II in schönem Einband $1.40

Die Bücher sind zu beziehen durch F. C. Thießen, 409 Cathedral Ave., Winnipeg, Man.